

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen. Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie

Weinhandl, Ferd. (Hrsg.), Gestalthaftes Sehen. Ergebnisse und Aufgaben der Morphologie. Zum 100-jährigen Geburtstag von Christian v. Ehrenfels. 8^o (439 S.) Darmstadt 1960, Wissenschaftl. Buchgesellschaft. 29.— DM. — Das von W. herausgegebene Werk ist in doppelter Hinsicht von Bedeutung: einmal bietet es in seinem 1. Teil die grundlegenden Schriften zur Gestalttheorie von Chr. v. Ehrenfels (E.) in ihrer historischen Abfolge; damit sind diese bedeutenden, aber weit verstreut erschienenen Veröffentlichungen wieder im Zusammenhang leicht zugänglich. Sodann sind von 34 Autoren aus den verschiedensten Bereichen der Natur- und Geisteswissenschaften Beiträge veröffentlicht, die alle den Kerngedanken der „Gestalt“ von verschiedenen Seiten her betrachten. So ist aus dieser besonders für die Philosophie und Psychologie bedeutenden Veröffentlichung geradezu ein „Handbuch des Gestalthaften, morphologischen, physiognomischen Sehens und Denkens“ (VII) geworden. Zuerst gibt W. einen Überblick über das philosophische Werk von E. (1—10). Zwei Jahre nach seiner Habilitation in Wien veröffentlichte dieser die nur etwa 40 Seiten umfassende Abhandlung „Über Gestaltsqualitäten“ (1890), die seinen Weltruf begründete. Diese Arbeit wirkte sich in zahlreichen Fachwissenschaften, vor allem aber in der modernen Philosophie fruchtbar aus. 1916 erschien dann die „Kosmogonie“, die das philosophische Weltbild E.' umfaßt. Es folgte 1922 „Das Primzahlengesetz“, in dem vor allem das Kapitel „Weiterführende Bemerkungen“ als Ergänzung der Arbeit von 1890 von Bedeutung ist. Hier werden Begriffe der Höhe und Reinheit der Gestalt aus der „Kosmogonie“ übernommen und namentlich für die Ästhetik weitergeführt. Wenige Wochen vor seinem Tod diktierte E. seiner Frau eine kleine Abhandlung, in der er in möglichst einfachen Worten den Sinn seiner Lehre darzustellen versuchte. Eine Reihe neuer Gesichtspunkte und Gedanken machen diesen Aufsatz „zu einem äußerst wertvollen Dokument der Gestalttheorie“ (3), das im vorliegenden Band der wissenschaftlichen Welt wieder zugänglich gemacht wird. E. geht in dieser letzten Arbeit (ebenso wie in seiner ersten) vom Melodiebeispiel aus. Die Melodie ist nicht bloß die Summe der (isolierten) Töne, weil sie transponierbar ist. Durch die Transponierbarkeit wird die Konstanz und Identität der Melodie und damit ihr Unterschied von der bloßen Summe der Töne dargetan. Es erhebt sich aber die Frage, ob die Melodie bereits mit den einzelnen Tönen notwendig gegeben ist, oder ob sie über die einzelnen Töne hinaus erst „produziert“ werden muß durch die Tätigkeit des Subjekts (Fundierungs- oder Produktionstheorie)? E. spricht jedenfalls von den Gestalten als dem Primären und betrachtet die „Empfindungen“ nicht als das Fundament der Gestalten. Den Gestalten liegt „Gestaltung“ zugrunde. Gestaltung hat es mit zwei Prinzipien zu tun: der Einheitstendenz (henogenes Prinzip) und der Mannigfaltigkeit (chaotogenes Prinzip). Beide Prinzipien durchdringen sich in der Welt der Materie, des Lebens und des Geistes. Nach diesen Prinzipien können wir auch Höhe und Reinheit der Gestalt unterscheiden. Höhere Gestalten — so definiert E. — sind die, in denen das Produkt von Einheitlichkeit des Ganzen und Mannigfaltigkeit der Teile ein größeres ist. — Wie reich sich diese Gedanken in den Wissenschaften entfaltet haben, zeigen die 34 Beiträge aus verschiedensten Spezialgebieten, von denen wir nur einige erwähnen können. Den Einfluß auf die wissenschaftliche Kulturmorphologie stellt O. F. Anderle dar; Gestaltkriterium und historisches Prinzip in der Völkerkunde untersucht A. Closs. Mehrere Arbeiten (von K. Bühler, K. Conrad, Th. Erismann, O. Höfler, R. Meili u. a.) zeigen die Bedeutung der Gestalttheorie für die Psychologie, F. Matussek untersucht die Wahnwahrnehmung in der Sicht der Gestaltpsychologie. Der Herausgeber interpretiert seinen „Gestaltlegetest“ und zeigt seine Auswertung. A. Meyer-Abich sieht in der Gestalttheorie die theoretische Vollendung der Natur-

wissenschaft Goethes und Humboldts und erörtert ihre Bedeutung für die moderne Biologie. Unter den mehr philosophischen Beiträgen sei die Arbeit von *E. Heintel* „Der Geist in der Ganzheit der Psyche bei Aristoteles“ hervorgehoben. H. geht vom aristotelischen Ganzheitsbegriff aus, zeigt eine „modifizierte“ Übereinstimmung mit den Ehrenfels-Kriterien auf, betont jedoch, daß für Aristoteles die „Einheit“ des Ganzen nicht trennbar ist von den Teilen, „die als solche zwar nicht das wirkliche (aktuelle) Ganze sind, wohl aber dieses in seiner Aktualität ermöglichen, d. h. ihm der ‚Materie‘ nach ‚potentiell‘ vorausgesetzt sind“ (187). Für Aristoteles ist also einerseits das Ganze nicht summativ zu fassen, andererseits kann die das Übersummativ fundierende Einheit des Ganzen für sich allein nicht als „Substanz“ gesetzt werden. So distanziert sich Aristoteles sowohl von der materialistischen Elementen-Philosophie (Demokrit) wie von der ontischen „Abgetrenntheit“ (188) der Ideen Platos. H. untersucht dann die Frage, wie Aristoteles dazu kommt, von dem Ganzen der Seele die „Denkseele“ (nous-Geist) grundsätzlich abzuheben. Den Band beschließt eine biographische Skizze der Tochter von Ch. v. Ehrenfels. A. Haas

Einsichten. *Gerhard Krüger zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von *Klaus Oehler* und *Rich. Schaeffler*. 8^o (398 S.) Frankfurt 1962, Klostermann. 33.50 DM; geb. 38.50 DM. — Stellvertretend für viele haben die Verfasser dieser Festschrift ein Dokument der Dankbarkeit und bleibender Verbundenheit errichtet für den Philosophen Krüger, dessen akademisches Lehrwort krankheitshalber schon vor Jahren verstummt. Eine Aufsatzsammlung („Freiheit und Weltverwaltung“, Freiburg 1958), vor allem aber die in „Grundfragen der Philosophie. Geschichte — Wahrheit — Wissenschaft“ (Frankfurt 1957) veröffentlichten Vorlesungen bezeugen ein Denken, das, aller Anregung der Moderne aufgeschlossen, mit kraftvoller Bestimmtheit in den Strom der philosophia perennis mündet. „Wahrheit und Geschichte“ ist denn auch die in etwa gemeinsame Thematik eines Großteils der lose aneinandergereihten Studien des vorliegenden Buches. *R. Schaeffler*, Schüler K.s, stellt unter diesem Titel (297—315) auf vorbildlich klare und übersichtliche Weise die Auffassung seines Lehrers dar: Die Wahrheit selbst fordert „die geschichtliche Gestaltung des Seienden durch die geschichtliche Freiheit des Menschen auf Grund kritischen Geschichtsbewußtseins“ (306); aber sie ist zugleich und zumeist das übergeschichtlich Maßgebliche. Sch. schließt sehr scharfsichtige eigene Fragen an (vgl. 311 mit 307). Am nächsten steht diesen Darlegungen der ebenfalls bedenkenswerte Beitrag von *Helm. Kuhn* „Der Mensch als Thema der Geschichte“ (131—155); er beschreibt gegen existentialistische (und in etwa auch existentialphilosophische) Einseitigkeiten die fundamentale Einheit des menschlichen Lebens, das immer zugleich frei gestaltet und schicksalhaft zugeschied ist. „Der Mensch ist ein Wesen, das sich nicht selbst geschaffen hat“; aber „ohne sich selbst mit seiner natürlichen Ausstattung angenommen zu haben, kann er nicht einmal die Entfremdung als Erfahrung zum Ausdruck bringen“ (141). Der letzte Einheitsgrund der Selbstannahme des Menschen in Freiheit und Schicksal ist der transzendente Gott, der Mensch wurde. *Hans-Georg Gadamer* sagt zur Problematik des Selbstverständnisses (71—85), „daß im Verstehen ein Moment der Selbstlosigkeit ist, das auch für eine theologische Hermeneutik Beachtung verdient und das am Leitfaden der Struktur des Spieles untersucht werden sollte“; „denn das Aufgehen im Spiel, diese ekstatische Selbstvergessenheit, wird nicht so sehr als ein Verlust des Selbstbesitzes erfahren, sondern positiv als die freie Leichtigkeit einer Erhebung über sich selbst“ (77 81; vgl. 84 f.). *Walter Schulz* (334—360) stellt das Problem der absoluten Selbstreflexion in einer Auseinandersetzung mit dem Deutschen Idealismus, die als meisterlich anerkennen kann, auch wer Sch.’ eigenen Grenzzeichnungen nicht durchwegs zustimmt. *Wilb. Kamlah* (107—130) betont den Unterschied zwischen allgemeingültigem Wahrheitsbegriff und modern-naturwissenschaftlicher Verifikationsforderung. *Herm. Lübke* (204—229) fragt mit Kant — dem Vorbereiter dessen, was sich in Hegel vollendet—: „Wodurch ist die Philosophie in der Weise von anderen Wissenschaften verschieden, daß sie zu einem auffällig erheblichen Teil als Darstellung und Deutung ihrer eigenen Geschichte begegnet?“ (205). Die Philosophiegeschichte ist selbst ein Teil der Philosophie, weil sie die Geschichte des dialektischen Werdens des Subjekts der Philosophie ist. Zum Ideologie-Problem: 229⁴⁸! *Jos. Pieper* (289—296) sieht in den platonischen Mythen ein Glied der philo-

sophischen Argumentation, und zwar das oftmals entscheidende Argument; vgl. dazu und besonders zur Uroffenbarung das anlässlich einer früheren Schrift P.s Gesagte: Schol 35 (1960) 426—428. *Heinr. Schlier* („Jesus Christus und die Geschichte nach der Offenbarung des Johannes“, 316—333) findet in der Apokalypse die Tendenz der Geschichte zum totalen Weltstaat angezeigt, dem als stärkstes Hindernis das Christuszeugnis der Kirche entgegensteht. — Auch unter den Abhandlungen, deren Thematik nicht auf einen Generalnenner gebracht werden kann, ist sehr wohl Erwähnenswertes. *Wilb. Anz* („Tod und Unsterblichkeit“, 11—35) räumt der philosophischen Unsterblichkeitslehre, im Anschluß vor allem an Kierkegaard (vgl. aber 34¹), eine gewisse sachliche Wahrheit ein — höchst aktuellerweise, vor dem Hintergrund der heutigen protestantischen Theologie, welche diese Lehre zumeist ‚destruieren‘ möchte. *Wolfg. Cramer* (39—70) entwickelt in der bei ihm gewohnten anspruchsvollen, ja unerbittlichen denkerischen Sachhingegenheit, die sich allerdings kurzer Berichterstattung entzieht, die Bestimmungen des Begriffs des Individuums. *Karl Löwith* plädiert mit vielfachen Belegen aus den Jugendschriften und den religionsphilosophischen Vorlesungen auf „Hegels Aufhebung der christlichen Religion“ (156—203), deren Doppeldeutigkeit besteht in der philosophischen Rechtfertigung der Religion durch die Kritik ihrer wesentlichen Vorstellungsform. Nach *Kl. Oehler* (236—288) verweist bei Aristoteles die Sprache auf die gegenständlichen Dinge und hat nicht nur, wie die neopositivistische Sprachanalyse will, eine inhaltsleere Ordnungsfunktion; Oe. zeigt die Wirklichkeitsgeltung der aristotelischen Prinzipien am Beispiel des Artbegriffs durch die ausführliche und aufschlußreiche Erläuterung des Standard-Arguments „Ein Mensch zeugt einen Menschen“. Aus einer Vorlesung von *Carl Friedr. v. Weizsäcker* über „Kopernikus, Kepler, Galilei“ (370—394) seien diese Sätze festgehalten, die mit Aufstellungen J. H. Randalls (*Aristotle*, New York 1960, 56 bis 58; vgl. Schol 37 [1962] 147) z. T. übereinstimmen: „Das späte Mittelalter war in keiner Weise ein dunkles Zeitalter; es war eine Zeit hoher Kultur, von gedanklicher Energie sprühend. Jene Zeit übernahm die Philosophie des Aristoteles, weil er sich mehr als irgendein anderer der sinnlichen Wirklichkeit annahm. Aber die Hauptschwäche des Aristoteles war, daß er zu empirisch war. Deshalb brachte er es nicht zu einer mathematischen Theorie der Natur. Galilei tat einen großen Schritt, indem er es wagte, die Welt so zu beschreiben, wie wir sie nicht erfahren... Aristoteles wollte die Natur bewahren, die Erscheinungen retten, sein Fehler ist, daß er dem gesunden Menschenverstand zu oft recht gibt. Galilei zerlegt die Natur, lehrt uns, neue Erscheinungen willentlich hervorzubringen und den gesunden Menschenverstand durch Mathematik zu widerlegen“ (385 f.). Das Vertrauen auf die mathematischen Gesetze appellierte — gegen Aristoteles — an Platon; ihre Anwendung auf die Sinnenwelt jedoch ist — gegen Platon — eine geistesgeschichtliche, naturwissenschaftshistorische Wirkung des Christentums, das auch die Materie als Schöpfung Gottes lehrt (387 f.). Eigenwillig interessant, was v. W. über den „Galilei-Mythos“ sagt (389—394; — eigenwillig, weil die totalitär-fortschrittliche Entwicklungstendenz der katholischen Kirche des frühen 17. Jahrhunderts eine Fehlinterpretation ist). — Ein Verzeichnis der Veröffentlichungen K.s: 395—398. W. Kern

Pfeil, Hans, Einführung in die Philosophie (*Der Christ in der Welt*, III 4). kl. 8^o (163 S.) Aschaffenburg 1960, Pattloch. 3.80 DM. — Diese Einführung in die Philosophie will nicht einen Überblick über die philosophischen Probleme geben, sondern die Kulturerscheinung der Philosophie in ihrer Ganzheit philosophisch beleuchten, namentlich in ihrer Bedeutung für den Menschen und ihrer Stellung im Raum der Wissenschaften. Im wesentlichen ist das Buch ein Auszug, zum Teil sogar eine wörtliche Wiedergabe des größeren Werkes des Verf. „Überwindung des Massenmenschen durch echte Philosophie“ (vgl. Schol 32 [1957] 148 f.). So ist eine lebendige und sehr brauchbare Einführung in die Philosophie entstanden, die geeignet ist, manche Mißverständnisse über das wahre Wesen der Philosophie auszuräumen und zum Studium der Philosophie anzuregen. Der Aufbau entspricht dem des genannten größeren Werkes: Nach einer Einleitung über die Stellung der Philosophie im heutigen Geistesleben folgen die vier Kapitel: Philosophie und Einzeler (die Motive, die zum Philosophieren drängen: das wissenschaftliche, das künstlerische, das sittliche und das religiöse

Motiv), Philosophie und Gemeinschaft (der rechte Sinn des „immerwährenden“ Charakters der Philosophie), Philosophie und Einzelwissenschaften mit Darlegung der Einteilung der Philosophie), Philosophie und Theologie (die Probleme von Glaube und Wissen und der christlichen Philosophie); den Abschluß bildet eine Charakteristik des idealen Philosophen. — In einem Punkt kann ich dem Verf. nicht ganz zustimmen: Er meint, nicht nur die praktische Erkenntnis, sondern die Praxis selbst in die Begriffsbestimmung der Philosophie aufnehmen zu müssen, und definiert die Philosophie dementsprechend als „eigenpersönliches und eigenverantwortliches Streben nach wissenschaftlicher Weltanschauung und hiermit übereinstimmender Lebensgestaltung“ (43). Niemand wird leugnen, daß das Streben nach entsprechender Lebensgestaltung eine ethische Forderung an den wahren Philosophen ist. Aber gehört es deshalb in die Definition der Philosophie hinein? Die Definition soll doch nicht einen neuen Begriff aufstellen, sondern das zum Ausdruck bringen, was man von jeher unter „Philosophie“ verstanden hat. Das der philosophischen Einsicht entsprechende Leben hat man aber stets von der Philosophie selbst unterschieden. Sonst müßten die Darstellungen der „Geschichte der Philosophie“ ganz anders aussehen, als es tatsächlich der Fall ist. Wie das Heiligkeitsstreben etwas anderes ist als Theologie, so ist auch die der Philosophie entsprechende Lebensführung etwas anderes als die Philosophie selbst. Das anzuerkennen hat mit „Intellektualismus“ nichts zu tun.

J. de Vries

Logic and Language. Studies dedicated to Professor *Rudolf Carnap* on the occasion of his seventieth birthday. gr. 8^o (VI u. 246 S.) Dordrecht 1962, Reidel. 24.50 Fl. — Sechzehn bedeutende Logiker, Mathematiker und Philosophen haben in diesem Buche durch Arbeiten über aktuelle Fragen der Logik, Grundlagen der Mathematik und Wissenschaftstheorie ihren Lehrer und Freund geehrt. *P. Bernays*, *K. Dürr* und *Ch. Morris* würdigen im einzelnen das logische Werk Carnaps (Logische Syntax der Sprache, Abriß der Logistik, Encyclopedia of Unified Science). *H. Mehlbergs* Beitrag bietet einen ausführlichen Überblick über die gegenwärtige Situation der Philosophie der Mathematik. Neben anderen kleineren Beiträgen sind vor allem der Diskussionsbeitrag von *W. V. O. Quine* über „Carnap und logische Wahrheit“ und *W. Stegmüllers* wissenschaftstheoretische Untersuchung von Systemen mit zielgerichteter Organisation sehr beachtenswert. Quine kritisiert u. a. die „Behauptung der Metaphysiker“, nach der die Wissenschaften metaphysische Prinzipien voraussetzen. Dabei darf sich seine Kritik auf einige Ergebnisse der logischen Grundlagenforschung (besonders Vielheit der logischen Systeme) berufen. Auch die gründlichen Überlegungen Stegmüllers machen viele Fragezeichen zum Teleologieproblem. Beide Autoren stellen den Philosophen vor wichtige Fragen, z. B.: Wie verhält es sich mit der logischen Wahrheit oder Notwendigkeit? Wie verhält es sich mit den Sätzen oder Prinzipien der Metaphysik? Man kann heute eben nicht deutlich genug den Unterschied der sogenannten „metaphysischen Sätze“ gegenüber den Sätzen der Wissenschaft betonen. Wenn Carnap durch sein radikales Programm den Metaphysiker von heute zur Besinnung auf *diese* ihre Lebensfrage zwingt, so darf eine Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Werkes in der Philosophie der Gegenwart an ehrenvoller Stelle nicht ausbleiben.

VI. Richter

Lorenzen Paul, *Metamathematik* (B-I-Hochschultaschenbücher, 25), kl. 8^o (173 S.) Mannheim 1962, Bibliographisches Institut. 3.80 DM. — An Darstellungen der Metamathematik und ihrer Teilgebiete in der wissenschaftlichen Literatur der Gegenwart gibt es sicherlich keinen Mangel. Doch vorliegendes Bändchen ist alles andere als nur eine Wiederholung oder Zusammenfassung dessen, was bereits längst zum dauernden Besitz dieser Wissenschaft gehört. Es enthält im 1. Kap. unter Verwendung von Dialogen eine neue Interpretation der formalen Logik, die eine Weiterführung früherer Arbeiten des Verf. darstellt (vgl. Schol 34 [1959] 453 f.). Diese Methode wird auch zur Interpretation der konstruktiven Arithmetik im 2. Kap. herangezogen. Der konstruktive Standpunkt wird im ganzen Buch konsequent durchgeführt. Kap. 2 und 3 enthalten eine knappe Zusammenfassung der metamathematischen Ergebnisse, wie sie aus dem Hilbertschen Programm der For-

malisierung der Arithmetik entstanden sind: Formalisierung der klassischen Arithmetik nach Peano, konstruktiver Widerspruchsfreiheitsbeweis der klassischen Arithmetik, Präzisierung des Begriffes „Formalismus“ mittels der rekursiven Aufzählbarkeit, Unentscheidbarkeitssätze der Arithmetik. In der Behandlung der axiomatischen Theorien (4. Kap.) verbindet L. in geschickter Weise die inhaltliche und die formale Betrachtung. „Die axiomatischen Theorien sind nicht auf Grund einer Kritik an dem inhaltlichen Denken der klassischen Mathematik entstanden, sondern durch die Entdeckung von ‚Strukturgleichheiten‘ innerhalb der klassischen Mathematik“ (134 f.). Es werden hier zunächst Unentscheidbarkeitssätze für die axiomatischen Theorien und zuletzt die Entscheidbarkeitssätze von Tarski für die Theorie der algebraisch-abgeschlossenen und der reell-abgeschlossenen Körper bewiesen. Axiomatische Systeme der Mengenlehre werden im Buch nicht behandelt. Denn „mangels einer anerkannten konstruktiven Mengenlehre hat man kein Kriterium dafür, ob ein solches Axiomensystem in der Tat eine formalisierte Mengenlehre ist — oder bloße Phantasie“ (134). Dieser Satz zeigt uns, mit welchem Ernst die Auseinandersetzung in der logisch-mathematischen Grundlagenforschung der Gegenwart — sie kreist um das Problem des Unendlichen — betrieben wird. L. und die Konstruktivisten vertreten im Grunde die aristotelische Auffassung des potentiellen Unendlichen. — Die dialogische (operative) Interpretation der formalen Logik stellt L. einer „ontologischen“ gegenüber. Es ist schwer zu sagen, welcher Interpretation die übliche Darstellung der scholastischen Logik zuzuordnen sei. Doch wird sich die Scholastik auf die aristotelische Auffassung der Logik als *Techne* im Gegensatz zu Episteme oder auch auf den geschichtlichen Ursprung ihrer Fortentwicklung im Mittelalter, der in der Disputation liegt (diese Geschichte ist noch sehr wenig erforscht), neu besinnen müssen. Dadurch wird man L.s Versuch einer dialogischen Interpretation der Logik besser verstehen. — Neue einheitliche Darstellung des bis jetzt Erreichten zusammen mit Anregung zu weiterer Forschung sind die seltenen Vorteile dieses Bändchens.

Vl. Richter

Bocheński, I. M., Grundriß der Logistik. 2., erweiterte Aufl. 8^o (141 S.) Paderborn 1962, Schöningh. Aus dem Französischen übers., neu bearbeitet und erweitert von *Alb. Menne*. 12.— DM. — Die 2. Aufl. des im deutschen Sprachraum bereits sehr verbreiteten Lehrbuches (vgl. Schol 30 [1955] 444) bringt zu fast allen Kapiteln kleine Erweiterungen, Ergänzungen oder Korrekturen. Der Aufbau blieb jedoch unverändert.

Vl. Richter

Seebohm, Th., Die Bedingungen der Möglichkeit der Transzendental-Philosophie. 8^o (200 S.) Bonn 1962, Bouvier. 19.80 DM. — Husserls Transzendentalphilosophie soll als transzendental-*phänomenologische* von der Kantischen und aller kantianisierenden als transzendental-*logischer* abgehoben werden. In Husserls Gesamtwerk, besonders im bereits veröffentlichten und noch unveröffentlichten Nachlaß, finden sich überall kritische Gedanken zur Kantischen Transzendentalphilosophie; sie werden hier erstmalig systematisiert und für ein vertieftes Verständnis des transzendentalphänomenologischen Ansatzes fruchtbar gemacht. Der Verf. vermag meisterhaft in Husserls Denken einzuführen, und man ist erstaunt, wie es ihm gelingt, vieles, z. B. den Sinn von „Phänomen“, „Reduktion“, „Intentionalität“ usw., zumal jedoch die schwierigen Aussagen über die „absolute Subjektivität“ und die Konstitution des „Zeitbewußtseins“ (trotz der bereits weitläufigen Literatur darüber) mit neuen Akzenten zu versehen. Beschränken wir uns hier auf sein Hauptanliegen. Husserl sucht die letztbegründende, absolute Philosophie und die ihr entsprechende Methode (ähnlich wie Hegel, der aber nicht ins Gespräch gezogen wird und den Husserl wohl kaum kannte). Er will sich nicht damit begnügen, wie Kant ein aprioristisches Bewußtsein überhaupt als Bedingung der Möglichkeit von Wissenschaft „konstruktiv“, und das heißt nach ihm transzendental-*logisch*, zu postulieren. Demgegenüber will Husserl das ursprüngliche, alle Gegebenheit ermöglichende transzendente Selbstbewußtsein positiv aufweisen, sich seiner in „direkter Aufweisung“, „originär“, unmittelbar versichern (31 33 46 u. ö.). Kant sei also auf halbem Wege stehen-

geblieben, erst die transzendental-phänomenologische Methode erreiche das Ziel. Direkte Aufweisung besagt für Husserl aber auch, daß an die transzendente Erkenntnis selbst die transzendente Frage gestellt werden müsse: die Frage nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit, nach ihrer inneren Selbstbegründung, Selbstkonstitution (38 u. ö.). Deutlicher als bei anderen Interpreten hebt sich dabei heraus, daß die Selbstzeitigung des absoluten Bewußtseinsstromes das eigentliche Ursprüngliche ist; dieser konstituiert sich durch die aktuelle „Wahrnehmungsgegenwart“, die unmittelbaren Retentionen und Protentionen sowie die Reproduktionen (intentionale Akte der Erinnerung). In ihm, grundsätzlich mittels der Retentionen, vermag das absolute Subjekt, das an sich selbst, als „fungierendes Subjekt“, objektiv, „theoretisch“, nie faßbar wird, sich (in Akten der unmittelbar retentionalen Reflexion) zu objektivieren, zu vergegenständlichen. Es wird aber nicht nur in derartigen Objektivierungen bewußt; auch in und an sich selbst ist es im Modus einfachen, unmittelbaren „Inneseins“ bewußt, eben als Selbst-Bewußtsein, das jedoch kein „Wissen“ (im objektiven, theoretischen Sinn) ist (138 f.), obschon es auch transzendente „Erfahrung“ heißt (66 81 102 107 u. ö.). Husserl gesteht: „Für all das fehlen uns die Namen“ (118). Trotzdem bedeuten diese Analysen dem Verf. zufolge den Schlüssel zur Lösung des Problems einer „Kritik der Kritik“ (109). — Die fast beispiellose Kompliziertheit der einschlägigen Husserlschen Untersuchungen verbietet einen Kurzbericht. Daher jetzt auch nur einige Bemerkungen zur zentralen Thematik. Es bleibt nicht nachvollziehbar und unerfindlich, wie der bloße Rückgang auf das Husserlsche transzendente, absolute Subjekt eine Antwort auf das „quid iuris“, auf die Frage nach Geltung und Wahrheit der gegenständlichen Erkenntnis darstellen könne, zumal auch Husserl über „das *faktische* Auftreten von Sinn und Sein aus der transzendentalen Subjektivität“ (Hervorhebung vom Rez.) nichts Näheres zu sagen weiß, es ist für ihn „ein prinzipiell Letztes“ (162) — dem transzendentalen Prinzip inhärent „transzendente Faktizität“ (179). Andererseits ist das absolute Subjekt auch als „Vollzieher“ der Akte zu setzen (128); freilich ist es so, als Subjekt im Vollzug, nur ungegenständlich zu erfassen. Warum aber darf solch ungegenständliches „Innesein“, das der Verf. ausdrücklich als „Bewußtsein“ anspricht, nicht „in irgendeiner Form“ *Wissen* heißen (140)? Die erregende Theorie des ungegenständlichen Vollzugsbewußtseins dürfte sich als Ansatzpunkt einer echten *Metaphysik* der Subjektivität anbieten, wie sehr auch Husserl und sein scharfsinniger Paladin eine solche verwerfen. Doch dessen Vorschlag, die fungierende Subjektivität, die nicht selbst wieder aus anderem Ursprung konstituiert ist, nicht als Sein, sondern als „Vor-Sein“ zu bezeichnen (160), ist wahrlich nicht annehmbar. Und keinesfalls verfängt der wenig originelle Einwand, auch *Metaphysik*, sofern sie Erkenntnis ist, würde das Seiende zum „Gegenstand“ machen (161) und darum nicht rein an sich selbst erfassen. — Vorliegende Schrift darf als gewandteste Verteidigung des transzendental-phänomenologischen Idealismus gelten, die wir besitzen.

H. Ogiermann

Kopper, J., *Transzendentes und dialektisches Denken*. 8^o (194 S.) Köln 1961, Universitätsverlag. 9.— DM. — Die Einleitung handelt über die Auslegung des transzendentalen und des dialektischen Denkens durch das dialektische Denken, Teil I über die transzendente Auslegung des *transzendentalen* und seiner Kritik durch das dialektische Denken, Teil II über die transzendente Auslegung des dialektischen Denkens. Wenn transzendente Einstellung den Rückgang in die Subjektivität besagt, die allein Sinn, Geltung und Objektivität begründen könne, dann fragt es sich, ob und inwiefern die gegenständliche Welt nun ihrerseits für das Sichwissen des transzendentalen Subjekts Bedeutung habe. Die Kritik der Dialektik an Kant wende das Ganze so, daß er Welt als das dem Geist Fremde oder den Geist in seiner Selbstentfremdung unbewältigt stehenlasse. Daher gehe Hegel in seiner Kantkritik davon aus, wie sehr Kant „in Gegebenheiten verfahren sei“ (17); das bloße Gegebene aber müsse überwunden werden, die Dialektik des Sichwissens des Geistes liege gerade darin, daß es „sein Sichwissen als seine Entfremdung ist“ (23). Der Verf. nennt also „dialektisches Selbstbewußtsein“ dasjenige, das, sich als Weltlichkeit ergreifend, in der Selbst-

entfremdung befangen bleibt, „transzendentes Selbstbewußtsein“ dasjenige, dem es gelingt, bei allem Sicherfahren von Welt her doch sich ganz aus sich selbst heraus zu verstehen. Letzteres sei die Position Kants, um dessen echte Auslegung es vor allem gehe. Es ergibt sich also, darf man wohl formulieren, eine überraschende, beinahe paradoxe Situation: es soll gezeigt werden, wie dialektisches Denken, das dem Kantischen die unbewältigte Entfremdung zwischen Geist und Welt vorwirft, in der dialektischen Synthese von Geist und Welt den Geist gerade nicht rein zu sich kommen lasse, sondern sich ihm selbst bleibend entfremde, während Kant das transzendente Prinzip konsequent erfülle: zwar gehe „Weltlichkeit des Selbstbewußtseins als solche in das transzendente Sichverstehen des Selbstbewußtseins“ ein (44), doch sei „die Bindung des transzendentalen Sichverstehens in das gegenständliche Begreifen“ für das Kantische Denken nicht notwendig (104), was für das dialektische Denken eben nicht gelte. — Die einzelnen Etappen des Aufweises dieser Situation können hier nicht durchgesprochen, nicht einmal, ohne Mißverständnisse zu riskieren, hinreichend skizziert werden. Jedenfalls ist es von hohem Interesse, zu verfolgen, wie es der Verf. mittels geraffter Darstellung wesentlicher Partien aus Kants Hauptwerken, einschließlich des *Opus postumum*, nachzuweisen unternimmt, inwiefern Kant ein Sichwissen der transzendentalen Subjektivität aus ihr heraus kenne. Bezeichnend dafür scheint bereits der Gedanke zu sein, daß die Rezeptivität ein Moment an der Spontaneität des Geistes sei (hierin folgt er der These von I. Heidemann: Spontaneität und Zeitlichkeit [Köln 1958]), entscheidend aber Kants ganz persönlich betonte, den Geist wahrhaft als Geist in sich selbst zentrierende Intuition der Autonomie des sittlichen Gewissens, ein Wissen, das er „Glaube“ nennt (109/134). — Vielleicht würde ein Gespräch über diese Kant- und auch Hegelinterpretation einen Ausgangspunkt an der Bedeutsamkeit finden, die der Verf. so dem Kantischen, wie er sagt, „transzendentalen Glauben“ beimißt: dieser sei ein „Sichwissen des Selbstbewußtseins aus dem Intelligiblen“ (109, vgl. 67). Kant jedoch hebt das „Fürwahrhalten aus einem Bedürfnisse der reinen Vernunft“ (vgl. Kritik d. prakt. Vernunft, WW 5, 142 f., und Kritik d. Urteilskraft, ebd. 471 f.) von allem Wissen ab; auch ist für ihn das unmittelbare Bewußtsein des sittlichen Sollens keine intellektuelle Anschauung (ebd. 29/31). Die Formulierungen „Sichwissen des Geistes in sich selbst“, „Sichbegreifen des Selbstbewußtseins“, „Sicherfahren in transzendentalen Glauben“ überfordern u. E., bei aller Betonung der Ungegenständlichkeit, die Kantischen Texte. Das (hintergründige, für einen Andersdenkenden nicht leicht greifbare) Anliegen des Buches dürfte sein, die transzendente Einstellung als Weise des Selbstverständnisses des Menschen, als Antwort auf Kants Frage „Was ist der Mensch?“, zu deuten; sie besagt nach ihm in letzter Konsequenz „Sichwissen des Göttlichen in uns“ (92), „Innestehen in Gott“ (113, vgl. 187), Formeln, die auf den ersten Blick eher dem dialektischen Denken Hegels anstünden.

H. Ogiermann

de Vries, Jos., *La pensée et l'être. Une épistémologie*. gr. 8^o (478 S.) Louvain - Paris 1962, Nauwelaerts. 290.— bFr.; 6.— Doll. — Vor der schon fast mit Ungeduld erwarteten 2. Aufl. der deutschen Fassung von „Denken und Sein“ erscheint nun deren französische Übertragung. Sie gibt den Text wieder, der das abschließende Urteil des längst über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt gewordenen Erkenntnistheoretikers zur Frage nach Sinn, Möglichkeit und Gestalt einer allgemeinen philosophischen Erkenntnislehre darstellen dürfte. Der Titel hält am Ausgang erkenntnistheoretischer Reflexion vom „Denken“ fest, obwohl immer wieder der Vorrang der unmittelbaren Erfahrung und des *intellectus* vor der *ratio* bekräftigt wird. Der metaphysische Charakter echter Erkenntnistheorie tritt nun überall deutlich hervor: die Lösung des erkenntnistheoretischen Problems konstituiere einen wesentlichen Teil der Metaphysik, liefere aber auch *in actu exercito* den Beweis für deren Möglichkeit (393). Darüber hinaus kennzeichnet die Auseinandersetzung mit der Idee einer Erkenntnistheorie noch stärker als bisher die Eigenart des Werkes. Die Hinwendung zu einer Erkenntnistheorie, die zugleich die fundamentale, grundlegende Antwort auf die erkenntnistheoretische Frage sein sollte, war dem Verf. nicht möglich; ebenso gibt er

der „objektiven“ Methode vor der auch in scholastischen Kreisen an Boden gewinnenden transzendentalen den Vorzug. Seine Diskussion des erkenntnistheoretischen Ansatzes wie auch der transzendentalen Methode bezieht freilich die Ausführungen von E. Coreth (Metaphysik [1961]), der die bislang unterschiedensten und klarsten Formulierungen dafür gefunden hat, nicht ein. Wahrscheinlich bringt die deutsche Ausgabe die entsprechenden Ergänzungen, wie wir überhaupt nicht vor ihrer Veröffentlichung zu gewissen strittigen Punkten des hier vorgelegten Systems Stellung nehmen möchten. — Ein Vergleich mit der 2. Aufl. der lateinischen Fassung (Critica, 2. ed. [1954], vgl. Schol 30 [1955] 570 f.) ergibt, daß an den wesentlichen Thesen des Verf. sich nichts geändert hat. Es werden aber an vielen Stellen Erweiterungen und Verdeutlichungen vorgenommen, z. B. wird die Untersuchung der Möglichkeit aprioristischer Erstprinzipien und überhaupt auch echt metaphysischer Begriffe (362 ff.) noch sorgfältiger durchgeführt, abgesehen davon, daß überall neueste Literatur verzeichnet ist. Hinzugekommen ist der letzte Teil des Schlusskapitels, der Aufweis der Seinsgrade des sinnlichen und geistigen Bewußtseins (als tiefster Grund der Möglichkeit spezifisch menschlicher Erkenntnis); hier überbietet sich der Verf. selbst in der zurückhaltend abwägenden, unvoreingenommenen Art der Argumentation. — Vielleicht verspricht der Untertitel des Werkes zuviel. Es handelt sich ja nur um eine allgemeine Erkenntnistheorie, die Theorien spezieller Erkenntnisbereiche werden höchstens in ihren Grundzügen erhellt oder bloß gestreift (etwa das Wesen mathematischer oder ästhetischer Erkenntnis). Die moderne Diskussion über die Sprachbedingtheit aller menschlichen Erkenntnis kommt nicht zu Wort, aber auch die Problematik ihrer (auch positiv zu fassenden) Geschichtlichkeit wird (im Zusammenhang mit der Abwehr des radikalen Historismus) lediglich berührt. Dafür gewinnt dasjenige, was der eigene, persönliche Beitrag des Verf. zur Gesamtproblematik der Erkenntnistheorie genannt werden darf und sein Buch unentbehrlich macht, an Fülle und Dichte. Und das ist nicht wenig.

H. Ogiermann

de Tonquédec, Jos., S. J., La critique de la connaissance (Les Principes de la Philosophie Thomiste, 1). 3. Aufl. 8° (XXX u. 565 S.) Paris 1961, Lethielleux. 20.— NF. — Das Buch ist mit Ausnahme einer Seite ein photomechanischer Neudruck der 2. Auflage von 1929. Schon damals galt der Verf. innerhalb des Thomismus als Vertreter der konservativen Richtung, und sein „integraler Realismus“ fand Widerspruch. Seitdem ist unsere Kenntnis auch der Erkenntnislehre des hl. Thomas durch viele bedeutende Einzeluntersuchungen bereichert worden. Wenn ohne deren Berücksichtigung der Text von 1929 unverändert wieder herausgegeben wird, so hat das nur eine Berechtigung, wenn das Werk als eine Art „klassischer“ Darstellung der thomistischen Erkenntnislehre und ihrer damals als maßgeblich betrachteten Deutung gelten kann. Viele scheinen das Werk so anzusehen, nicht zuletzt auch wegen seines klaren und gefälligen Stils.

J. de Vries

Balbo, Fel., Idee per una filosofia dello sviluppo umano. 8° (175 S.) Turin 1962, Boringhieri. 2000.— L. — Die Erfahrung der Umkehrung der Wertordnung durch die Menschen der technisch-industriellen Welt war für den Verf. Anlaß, sich im Hinblick auf die Möglichkeit echter menschlicher Weiterentwicklung Gedanken zu machen über die zu wenig beachteten Strukturen der menschlichen Natur. Das Buch will ein Versuch sein, den vergessenen Ordnungsgedanken wieder in den Mittelpunkt menschlichen Denkens zu rücken. Schritt für Schritt entwickelt B. die Gründe, warum alle philosophischen Positionen unzureichend sind, die in irgendeiner Weise die höheren Werte den niederen unterordnen und damit die Unordnung sanktionieren. Demgegenüber sieht der Verf. in der Erneuerung der aristotelisch-thomistischen Seinsphilosophie die einzige Möglichkeit, die rechte ganzheitliche Haltung zu bestimmen. Mit Thomasinterpreten wie Horváth, Fabro, Geiger und Gilson entwickelt er das „subsistierende Seinkönnen“ (poter essere sussistente) als den Grundcharakter des menschlichen Seins; in ihm sieht er die beiden Aspekte der Stabilität und der Entwicklungsmöglichkeit vereinigt. Zu seiner vollen Verwirklichung bedarf der Mensch einer Umkehr von der rein immanent-materialistischen

Orientierung zu dem transzendent gerichteten „Gehorsam gegenüber dem Sein“. Lesenswert ist auch der Anhang über die Probleme und Schwierigkeiten der Vermittlung philosophisch-anthropologischer Einsichten an die Kreise, die verbindliche Normen für das menschliche Gesellschaftsleben aufstellen. — Vielleicht hat der Verf. der Philosophie etwas zu viel zugetraut. „Considerata in concreto“ wird die Philosophie für ihn geradezu zur Religion (60); aber so werden die Grenzen der Philosophie überschritten; damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Philosophie auch für den konkreten Lebensvollzug wichtige Teilfunktionen erfüllt.

J. Kreuzkam

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Pesce, D., Studi di filosofia antica (Quaderni di studia patavia, ser. filos. 2). gr. 8^o (170 S.) Padova 1961, Libr. Gregoriana Editr. — Arbeiten zu Fragen der antiken Philosophie vereinigt der Verf. in einem Bande, die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht waren. Es handelt sich dabei um Studien zur platonischen Philosophie: Bemerkungen zum platonischen Gorgias (7 bis 18); eine Einführung zum Menon (19—40), wobei u. a. Ausführungen gemacht werden zur Ethik, Metaphysik, Erkenntnistheorie, zum Verhältnis Wissen und Meinen. „La persona morale“ lautet der Titel einer Arbeit aus der Nik. Eth. des Aristoteles (41—69). In zwei Kapiteln geht der Verf. den Quellen und Antriebskräften der Philosophie Ciceros nach (71—83 85—90). Dann ist Gegenstand einer Untersuchung die Ethik des Epiktet (91—103) und die Begriffe „Prenozioni“ und „Rappresentazioni“ in der Lehre des Epiktet (104—110). Abgeschlossen wird dieser Band durch folgende Untersuchung: „Mimesi“ e „Mania“ nell'estetica greca (111 bis 153). Platon, Aristoteles und Plotin kommen dabei zu Wort. — Vorliegende Arbeiten, welche größtenteils allgemein gehalten sind und einen thesenhaft spekulativen Eindruck machen, verarbeiten ein schon bekanntes Material. Von Arbeiten dieser Art könnte man z. B. erwarten, daß sie zusammenfassend die Ergebnisse des derzeitigen Forschungsstandes vermitteln. Schon früher verarbeitetem Material könnten z. B. neue Gesichtspunkte abgewonnen werden durch wiederholtes und vertieftes philologisches und philosophisches Überdenken der Quellen oder durch Kontrolle und Bewertung jener Erkenntnisse, wie sie der neueste Stand der Forschung ermittelt hat. Leider findet all dies in den Arbeiten gar keine Beachtung oder nur eine sehr dürftige. Bei einer Einführung in einen Dialog Platons z. B. dürfte man sich mit Frucht bestimmen lassen etwa durch Friedländers Platonwerk, der u. a. literarische und dichterische Elemente in den Dienst seiner Platoninterpretation stellt, der unterscheidet zwischen intuitiven und konstruktiven Elementen. Die Behandlung der Mathematik im Menon durch den Verf. und ihre Beziehung zur Philosophie ist durch keine heutige Untersuchung bestimmt. Vergeblich sucht man weiter z. B. den Einfluß von Dirlmeier etwa, der unter Verwertung einschlägiger Untersuchungsergebnisse die Nik. Eth. meisterhaft durchkommentiert hat (1956).

K. Ennen

Friedländer, P., Platon. Band III: Die platonischen Schriften, zweite und dritte Periode. 2. erw. u. verb. Aufl. gr. 8^o (532 S.) Berlin 1960, de Gruyter. 38.—DM. — Das Studium dieses Platonbandes ist äußerst wohltuend. Der Verf. bietet keine gebrauchsfertigen philosophischen Untersuchungsergebnisse an, sondern möchte zu einem tieferen Verständnis der platonischen Dialoge hinführen. Das geschieht der Vielschichtigkeit des platonischen Schrifttums entsprechend auf mannigfache Weise. Zunächst zeichnet der Verf. die Gedankenentwicklung der einzelnen Dialoge in großen Zügen nach mit dem Bemühen, alles Subjektive fernzuhalten. Da Fr. allein den Gesetzen philologischer Hermeneutik folgt und keiner philosophischen Tradition verpflichtet ist, wird diese Nachzeichnung durch keine sachfremden Gesichtspunkte getrübt. Eine klare Erfassung des von Platon Gesagten ist doch die entscheidende Voraussetzung für dessen philosophische Durchdringung. Die mit dieser Nachzeichnung verbundenen Hinweise zur Deutung wollen das Einzelne aus dem Ganzen heraus erklären. Deshalb werden formale und sachliche Beziehungen zu

anderen Dialogen aufgedeckt, um die Einzelaussage zu erläutern und zu vertiefen. Fr. stellt ferner stärker die dichterische und literarische Eigenart der Dialoge in den Dienst des Platonverständnisses. Dafür nur diese Beispiele: Die in den Dialogen auftretenden Dialogpartner sind mehr als nur sinnenhafte vordergründige Gestalten; sie besitzen eine metaphysische Hintergründigkeit, in die philosophische Motive hineingeschmolzen sind, die auf Deutung drängen; so wird z. B. der Gegensatz von Ordnung und Wirrnis an menschlichen Beispielen gezeigt (Sokrates, Gorgias, Alkibiades: 1—28 394). Der dem platonischen Denken durch die Dialogpartner verliehene ‚existentielle‘ Bezug wird durch die dialogische Form ergänzt. Nach platonischem Grundsatz ist das Philosophieren ein unendliches Gespräch, das sich aus der Frage heraus erneuert und letztlich zur Idee des Guten hinführt (vgl. 412). In diese durch die dialogische Form geschaffene philosophische Dramatik dringt auch als genuines Element der Mythos ein, gegründet in der Natur des Seins und dessen Erkennbarkeit durch den Menschen; er ist der Eironeia verwandt, indem er enthöllend und verhüllend zugleich ist. — Endlich ist die Reihenfolge der Dialoge für deren Verständnis von Bedeutung. Fr. bringt z. B. folgende Anordnung des Spätwerkes: Gruppe A. Dialektik: Theaitetes, Parmenides, Phaidros, Sophistes, Politikos, Philebos. Gruppe B. Mythologie und Nomothese: Timaios, Kritias, Gesetze. Auf 415—432 rechtfertigt Fr. die von ihm vertretene Dialogfolge. Die Gliederung des Spätwerkes z. B. soll keine chronologische, sondern systematische sein (417). Gliederung und Gruppierung des platonischen Schrifttums werden bei Fr. bestimmt durch Sprachstatistik, Kunstform und Problembewegung; „wenn dabei die Eigenart des Sehenden nicht auszuschalten ist, so ist das kein Einwand, wo wir uns vor geistesgeschichtlichen Aufgaben finden“ (416). K. Ennen

G a u s s, H., Die Spätdialoge: Philebos, Timaios, Critias und Gesetze (Philosophischer Handkommentar zu den Dialogen Platons 3. Teil, 2. Hälfte). gr. 8^o (268 S.) Bern 1961, Land. — G. beschließt mit diesem Bande sein Kommentarwerk. Auf der Darstellung der Spätphilosophie Platons in den beiden letzten Bänden liegt der Schwerpunkt des Kommentarwerkes (260). Die vorausgehenden vier Bände seien gleichsam nur als Einleitung zur Darstellung der Spätphilosophie geschrieben (261). In der Philosophiegeschichte, so meint G., sei die Spätphilosophie Platons zu kurz gekommen. „Es hat wohl die Verlegenheit darüber mitgespielt, wie man es überhaupt anfangen soll“ (261). Wie nun G. der Philosophiegeschichte aus dieser Verlegenheit heraushilft und Platons Altersphilosophie „prinzipiell verständlich“ (261) macht, soll kurz wiedergegeben werden. Die literarische Gestalt dieses Schlußbandes ist die gleiche, wie sie aus den übrigen Bänden bekannt ist. In der Einleitung (7—72) werden die einzelnen Dialoge kurz inhaltlich skizziert, und es wird versucht, die „gedanklichen Fäden, die einen Dialog mit dem nächstfolgenden verbinden, möglichst klar hervortreten zu lassen“ (7). Die Einzelinterpretationen (72—260) gehen dann auf den philosophischen Gehalt ein, indem G. dem Gedankengang des betreffenden Dialogs folgt. Dabei wird G. nicht müde, zu betonen, er behandle nur, was philosophisch von Belang sei, auf gerechte Würdigung philologischer Probleme erhebe er keinen Anspruch (208 209). — An einem Einzelbeispiel soll nun die Kommentierungsart des Verf. dargestellt und kritisch gewürdigt werden. Diesem Zwecke mögen die Ausführungen zu den „Gesetzen“ dienen. Über diese schreibt G. zunächst in der Einleitung (67—72). Sie soll eine Vorschau geben über die in den Gesetzen anfallenden Fragen. Inhaltlich werden folgende Sachgebiete kurz und allgemein umschrieben: Logik, Erkenntnistheorie, Bedeutung der Empirie, Willensfreiheit, Kunst und Schönheit, Politik, pädagogische Lehre, Religionsphilosophie. Vor der Einzelinterpretation (208—260) bemerkt G. mit Recht, das umfangreiche Gesetzeswerk könne nicht in allen Teilen gleichmäßig behandelt werden; deshalb greife er nur das philosophisch Bedeutsame heraus; dies werde im Fall der Gesetze systematisch behandelt (210). Als philosophisch bedeutsam sieht nun G. folgende Problemkreise an: zunächst Logik und Erkenntnislehre (211—215): Das Spätwerk der Gesetze offenbare eine besondere Hochschätzung der Wahrheit durch Platon, was aus seiner Stellung zur „medizinischen Lüge“ hervorgehe; die Unwissenheit gelte als Grundübel; die Erfahrung komme zu ihrem Recht. „Aber wohl die schönste Stelle in den ‚Gesetzen‘ über Logisches und Erkenntnistheoretisches ist jene Stelle, im

Zwölften Buche, wo sich Platon eindeutig auf die Ideenlehre festlegt und wo er ein Geständnis ablegt, das im abgeschwächten Sinne mit dem Geständnis vergleichbar ist, das Christus vor Kaiphas gemacht hat“ (214)! Von den „Metaphysischen Prinzipien“ (215—221) brauche man nur das Problem der „Priorität zwischen der Seele und der Körperwelt zu behandeln“ (215); hier geht es um die Auseinandersetzung mit den Materialisten (216). In dem Abschnitt „Ästhetik“ (221—228) wird mitgeteilt, Platon lege größtes Gewicht darauf, daß „in jedem Kunstwerk die Überzeugung von einer gerechten Weltordnung durchschimmere“ (225). Die Frage der Willensfreiheit bildet den Mittelpunkt der Ausführungen im Abschnitt „Ethik“ (228—246). Wie der Gesetzesstaat und seine Gesellschaftsordnung aussieht, wird in großen Zügen 246—254 („Politik“) dargetan. Der Gesetzeskommentar schließt mit der „Religionsphilosophie“ der Gesetze (254—259), d. h. mit den „drei großen Häresien und ihrer Widerlegung im Zehnten Buche. Als Häresie gilt erstens die Annahme, daß überhaupt keine Götter sind, zweitens, daß die Götter, falls solche eingeräumt werden, sich um die Menschen nicht kümmern, und drittens und schlimmstens, daß die Götter durch Gebete und Opfergaben bestechlich sind“ (254). Diesen „religionsgeschichtlichen“ Ausführungen auf 258 ist angehängt eine kurze Bemerkung über die Gedanken Platons, „nach welchen Regeln sich wohl die Geschichte abspielt“. — Versucht man nun diesen Gesetzeskommentar kritisch zu würdigen, begegnet man einer Grundschwierigkeit: die Ausführungen von G. sind sehr allgemein gehalten und oft vermengt mit persönlichen Spekulationen. Das Einzelproblem wird nicht exakt und sauber herausgearbeitet. Dafür ist die mangelnde philologische Fundierung verantwortlich und die klar ausgesprochene Absicht, philologischen Fragen aus dem Wege zu gehen. Eine auf Grund dieser Forderung verlangte Klarheit wird nie erreicht durch den einfachen Abdruck einer Belegstelle, sei es im Original oder in einer Übersetzung. Was G. auf 209 an philologischen Problemen streift, ist teils unvollständig, teils entspricht es nicht dem heutigen Stand der Forschung. Die heutigen umfangreichen und ersten Forschungen zu den *Nomoi* sind auf die Darlegungen von G. ohne Einfluß geblieben. — Der hier ausgesprochene Tadel sei an einem einzigen Beispiel, das für viele steht, erläutert, nämlich an der verfehlten Darstellung der „Willensfreiheit“ (228—246). G. hat dieses Problem herausgelöst aus dem Problemkreis, in dem es für die *Nomoi* charakteristisch eingebettet ist. Hier muß doch u. a. das Ziel des Gesetzgebers untersucht werden, die Verwirklichung der *Areté*. In diesem Dienste steht das Gesetzeswerk; Platon durchforschte die Gesetze fremder Staaten, wählte dann aus nach seinen eigenen philosophischen und politischen Prinzipien, mit denen er die einzelnen Gesetze durchdrang. Hierbei ist von Bedeutung Platons Lehre vom Wissen und von der Schlechtigkeit mit ihren verschiedenen Arten, die Frage vom Zweck der Strafen, für deren Feststellung soziale Stellung, Alter, Geschlecht usf. eine Rolle spielen. Das Problem der Willensfreiheit wird in den Gesetzen auch beleuchtet aus der Sicht der Kardinaltugenden und Affekte. Wenn weiter Platon z. B. in den *Prooimien* den Sinn seiner Vorschriften deutet und um freiwilligen Gehorsam durch Überredung wirbt, dann wird damit ein für Willensfreiheit wie für Eigenart der *Nomoi* entscheidendes Problem angesprochen, nämlich das vom Verhältnis paränetischer Redeform und Philosophie. In diesen umfangreichen, von G. vernachlässigten Problemkreis hätte ein Eingehen auf die Frage nach Einheit und Komposition der Gesetze geführt, das hätte G. gleichzeitig vor der bedenklichen Methode „systematischer Behandlung“ geschützt und eine Kommentierung etwa nach dem Vorbilde von W. Jaeger (*Paideia* III 289—345) nahegelegt, deren Philosophie ein solides philologisches Fundament aufweist. — Abschließend sei festgestellt: Das gesamte Kommentarwerk kann leider aus philologischen wie philosophischen Erwägungen heraus nicht gutgeheißen werden (vgl. auch Schol 29 (1954) 95—99; 34 (1959) 460; 36 (1961) 444—445).

K. Ennen

Knoch, W., Die Strafbestimmungen in Platons *Nomoi* (Klassisch-Philologische Studien, 23) (170 S.) Wiesbaden 1960, Harrassowitz. 17.—DM. — Im 1. Teil (3—49) dieser Arbeit, die als Dissertation (vgl. Vorwort) eine beachtliche wissenschaftliche Reife zeigt, werden Fragen behandelt, die sowohl für die Strafbestimmungen wie für die Beurteilung der *Nomoi* von Bedeutung sind. Daß die *Nomoi* nach einem wohlgedachten Plane aufgebaut sind, ergibt sich schon aus der kurzen Inhalts-

übersicht (3—18). Daraus erkennt man ebenfalls, daß die Gesetze nicht als „Depravation“ des Vernunftstaates zu bewerten sind (22), sondern „es liegt eine Wendung der Blickrichtung vor, durch die die Bedeutung des philosophischen Wissens nicht aufgehoben wird“ (22). Für die Gestaltung der Nomoi durchforschte Platon die Gesetze fremder Staaten (22—25), die er nach der Norm der eigenen philosophischen und politischen Konzeption auswählte und umgestaltete. Das ergibt sich schon aus dem gesetzgeberischen Wirken des „Nächtlichen Rates“, dessen älteste Mitglieder das wahre Ziel des Staates kennen müssen (24). Die Strafbestimmungen sind ferner in das Erziehungswerk eingebaut, das der Verwirklichung der Areté dient (26—33). Hierbei wird sichtbar die typisch platonische Lehre vom Wesen des Wissens, den verschiedenen Arten der Schlechtigkeit und vom Zweck, den die Strafe verfolgt. Sie soll die sittliche Besserung herbeiführen und die Gemeinschaft schützen; wenn keine durchgreifende Besserung bewirkt werden kann, sollen die Strafen durch ihre Abschreckungskraft vor einem Rückfall schützen. Unheilbare Menschen trifft die Todesstrafe oder lebenslängliche Verbannung (31). Da die Religion Grundlage des Gesetzestaates ist (33—38), wird niemand der gerechten Strafe entgehen, da die göttliche Dike die Menschen im Diesseits wie im Jenseits erreicht (33). Endlich wird die Strafbestimmung beeinflusst von der sozialen Stellung des Täters wie des Verletzten (38 bis 43), vom Geschlecht, Alter und Verwandtschaftsgrad (43—47). Die in den Nomoi enthaltenen Strafbestimmungen betreffen eine Rechtsordnung, die u. a. durch folgende Worte umschrieben wird: Wirtschaftsstruktur, Wahl der Ratsherren, Agromomen, Ehe, Eigentum, Schutz des Lebens, religiöses Leben und Kult. Die Verwirklichung und Aufrechterhaltung dieser Rechtsordnung, also die Rechtspflege, ist allen Bewohnern des Staates aufgetragen (113—128), den Ständen, Beamten, Richtern und Parteien. Ehre, Körper und Eigentum des Täters sind Gegenstand der Strafe (129 bis 160); endlich gibt es auch Strafen von sakralrechtlichem Charakter. — Der Verf. sucht die Strafbestimmungen der Nomoi aus Platons eigener Lehre und politischer Konzeption zu erklären (25). Er verzichtet bewußt auf eine rechtsvergleichende Betrachtung, deren Wert der Verf. kurz andeutet (25). Diese Beschränkung besagt aber gleichzeitig eine Schwäche. Denn aus vielen ähnlichen Arbeiten kann man ersehen, wie durch Vergleiche das Typische der platonischen Konzeption erst recht erfaßt wird.

K. Ennen

Stenzel, J., Platon der Erzieher. Mit einer Einführung von Konrad Gaier. gr. 8^o (XXV u. 337 S.) Hamburg 1961, Meiner. 26.— DM. — Die bedeutsamen wissenschaftlichen Impulse, welche St. der Platonforschung gab, rechtfertigt die Neuauflage seines Platonbuches, das erstmalig 1928 als Band XII der Reihe „Die großen Erzieher“ erschien. In der Einführung zu dieser Neuauflage berichtet G. über die Eigenart des Platonbildes St.s. — In diesem Platonbuch wendet St. sich nicht an Fachgelehrte, sondern er möchte einen breiteren Kreis von Interessenten in den Platonismus einführen. Das gesamte Denken Platons und dessen Antriebskräfte faßt St. unter dem Gesichtspunkt der Paideia zusammen, ein Gesichtspunkt, der durch viele Selbstaussagen Platons nahegelegt wird. Dabei möchte St. kein System pädagogischer Grundsätze entwickeln, sondern er läßt die Paideia aus den umfassenden philosophischen Voraussetzungen entstehen, die eine ebenso umfassende Durchgeistigung des ganzen Menschen ermöglichen. Da Paideia im Sinne Platons Erziehung zur wahren Gemeinschaft, zur „politischen“ Areté, bedeutet, ist der „Staat“ (108—146: äußere Form der platonischen Gemeinschaft; musische und gymnastische Erziehung; Erziehung zum Wissen) Ausgangspunkt der Darstellung der platonischen Paideia, ein Werk, in dem sich gleichsam die „Erziehungsprobleme“ der übrigen Dialoge konzentrieren (147—324; z. B. Metaphysik des Lernens: Menon; Eros, Idee des Schönen: Symposion). Im Vergleich zu W. Jaeger, der in besonders eindrucksvoller Weise Platons Philosophie unter dem Gesichtspunkte der Paideia zusammenfaßte, behandelt St. die Nomoi, ein dem Aufbau eines gewaltigen Erziehungssystems gewidmetes Spätwerk, mit großer Zurückhaltung. Diese einheitliche Schau platonischer Philosophie hat für St. auch einen historischen Aspekt, indem er, beginnend mit Homer und bis hinauf zur zeitgenössischen Philosophie, den historischen Quellgrund von Platons „Erziehungsbegriff“ (9—52) aufdeckt. Dies geschieht z. B. für zwei entscheidende Größen platonischen Denkens, für seine Seelenlehre und für seine Mathe-

matik, die er ganz eng seiner Philosophie verbindet. Dieser Rückgriff auf historische und zeitgenössische Wurzeln macht deutlich, wie Platon Elemente aus diesem zweifachen Quellgrund übernahm, um an sie die eigene Konzeption zu binden. Die Fruchtbarkeit dieser Erkenntnis für die gesamte Platonforschung ist durch viele wissenschaftliche Arbeiten bis zur Stunde bewiesen worden. — Die literarische Mitte des Platonbuches, welche sachlich begründet ist, bildet die Zeichnung der Sokratesgestalt (53—80). Es gehört mit zu den Verdiensten Stenzels, darauf hingewiesen zu haben, daß der lebendig philosophierende historische Sokrates von einer so vielschichtigen metaphysischen Hintergründigkeit ist, daß gleichsam ihre Interpretation das gesamte schriftliche Werk Platons füllt.

K. Ennen

Klinke, Willib., Kant für jedermann. 8^o (181 S., 16 Taf.) Stuttgart 1962, Hirzel. 9.30 DM. — Das kleine Buch, das seit seiner 1. Aufl. (1949) in mehrere Sprachen übersetzt wurde, unterrichtet in seinem 1. Teil relativ sehr ausführlich und unterhaltlich über die Lebensgeschichte Kants, unter anderem auch über die Häuser, in denen Kant wohnte, und drei Seiten lang über seinen Diener Lampe. Der Kants Philosophie gewidmete 2. Teil ist überaus knapp; die politischen Ansichten erhalten hier ebensoviel Platz wie die ganze „Kritik der reinen Vernunft“ (in der Kant doch gerade nicht meinte, daß die Raumschauung „aus dem Denken“ stamme [103]). Das Ziel volkstümlicher Verständlichkeit setzt der Darstellung eben Grenzen, und das ist ja auch gut so.

W. Kern

Noack, Herm., Die Philosophie Westeuropas (Die philosophischen Bemühungen des 20. Jahrhunderts). 8^o (371 S.) Basel-Stuttgart 1962, Schwabe. 27.— DM. — Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt plant in Zusammenarbeit mit dem Verlag Benno Schwabe, der die Bände für den öffentlichen und ausländischen Buchhandel übernimmt, die Herausgabe einer Buchreihe über *die philosophischen Bemühungen des 20. Jahrhunderts* in ihren Wechselbeziehungen zu den wichtigsten Wissensgebieten. Vorgesehen sind — jeweils im Umfang von 300 bis 350 Seiten — drei grundlegende Bände über die westeuropäische, die nichtmarxistische osteuropäische und die marxistische Philosophie, denen sich weitere neun Bände anschließen sollen über die Begegnung zwischen Philosophie und evangelischer und katholischer Theologie, Tiefenpsychologie, Physik, Biologie, Rechtswissenschaft, Soziologie, Medizin und Pädagogik. Der Überblick, der geboten werden soll, setzt sich nicht eine kompendiöse Verzeichnung alles einzelnen zum Ziel — das bleibt für die Philosophiegeschichte dem „Ueberweg“ überlassen —, sondern eine Auswahl des Wesentlichen in lebendiger Sprache, so daß jeder Gebildete, der an den geistigen Auseinandersetzungen seiner Zeit Anteil nimmt, sich damit zu befassen vermag. Die Versuche und Ergebnisse der jüngsten Vergangenheit sind zu befragen auf die gegenwärtigen Probleme und auf künftige Möglichkeiten hin. Das weitgespannte Unternehmen geht aus von der Überzeugung, daß ungefähr seit der Jahrhundertwende auf allen Gebieten der Wissenschaft ein neuer Impuls wirke, der sich heute voll entfaltet habe. Dementsprechend sucht der vorliegende 1. Band der Schriftenreihe über die *westeuropäische Philosophie des 20. Jahrhunderts* einleitend die „Signatur der Zeit“ zu kennzeichnen (26—35 16 f.): Das die verschiedensten Wissens- und Kulturbereiche erfassende Krisenbewußtsein verweist an den Menschen selber, der in seinem Wesen und seiner Wirklichkeit nun zum dringlichsten Thema der Philosophie wird. Was die seit etwa 1900 charakteristisch veränderte Bemühung um die Sache der Philosophie des näheren bedeutet, muß der Darstellung des Buches entnommen werden. N. verfolgt nach einem Kapitel über Nietzsche (39—78) die Hauptrichtungen der westeuropäischen Philosophie der Gegenwart: von der metaphysischen zur hermeneutischen Lebensphilosophie (Spengler, Klages usw., Bergson, Simmel, Dilthey) (79 bis 142), vom Neukantianismus zum dialektischen Idealismus (143—196), von der Phänomenologie zur Ontologie (besonders Husserl, Scheler und N. Hartmann) (197 bis 273), von der Existenzdialektik zur Existenzphilosophie (Kierkegaard; Marcel, Sartre; Jaspers, Heidegger) (274—333), vom Neopositivismus zur analytischen Philosophie (334—359). Der Schwierigkeit jeder Zeitgeschichte, den erforderlichen Abstand zur perspektivisch richtigen Beurteilung ihres Gegenstandes zu gewinnen, ist sich der Verf. bewußt. Er stellt einzelne Denker heraus — „gewissermaßen als „Modell-

fall' für die philosophische Grundorientierung" (36) —, orientiert aber auch weiterhin in der Breitendimension. Er hebt es ab auf die fundamentalen Problemkreise der Metaphysik und Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Ethik; die anderen philosophischen Sachgebiete werden zumeist den speziellen Bänden der Reihe überlassen. Wenn dabei auch so gut wie die ganze christliche, etwa die neuere scholastische Philosophie (vgl. 271—273 142⁶⁶) ausgeklammert wird, so können darüber wohl auch die Verfasser der Bände über die Wechselbeziehungen Philosophie — Theologie, denen ihre Behandlung zugedacht wird, nicht recht froh werden: entsteht doch der mißliche und unberechtigte Eindruck, es handle sich bei der christlichen Philosophie wohl nur um theologische Propädeutik oder um ein Denken auf Grund von Offenbarungswahrheiten. Mit Recht folgt N. in diesem Buch unter Verzicht auf das nationale Einteilungsprinzip den sachbestimmten Entwicklungslinien. Man wird auch verstehen, daß er für seinen Leserkreis den deutschen philosophischen Beitrag stärker hervorhebt. Ich möchte aber die Frage stellen, ob dies nicht doch etwas einseitig geschieht. Daß kein Wort über die amerikanische Philosophie fällt, mag dem eng gefaßten Buchtitel angelastet werden. Ein Bedenken in diesem Zusammenhang: War es richtig, daß Nietzsche mit einer derart ausführlichen Darstellung bedacht wurde, als „einer der ‚zukünftigsten‘ Denker“, dessen Probleme diejenigen unseres Jahrhunderts seien (16 69)? Der Eindruck, dem aristokratischen Nietzsche werde dann und wann arg viel Sympathie entgegengebracht, geht vielleicht nur auf die Schwierigkeit zurück, Referat und Stellungnahme zu unterscheiden. Im allgemeinen jedenfalls behandelt das Buch seine Gegenstände mit einer erstaunlichen Objektivität. Die von ihm vermittelte Information ist in einem sehr aner kennenswerten Ausmaße umfänglich und gründlich (vgl. die reichgestreuten Zitate und die bibliographischen Hinweise). Damit aber gerät es, gerade im Rahmen der von ihm eingeleiteten Sammelreihe und ihrer Zielsetzung, in ein Dilemma, das veranschaulicht werden soll am Beispiel der Behandlung der deutschen Existenzphilosophie: Zwar eignet sich hier Jaspers' Schrift „Die geistige Situation der Zeit“ als Quelle und Leitfaden eines relativ ausführlichen Referats (304—312), weit weniger jedoch das philosophische Hauptwerk „Sein und Zeit“ von Heidegger (315—327), das sich doch nur einem sehr eindringlichen Studium erschließen kann; dem Ziel, einer klärenden Auseinandersetzung mit dem Denken der Zeit zu dienen, dürften in ihrer Eigenart am nächsten kommen die der Existenzphilosophie gewidmeten abschließenden vier Seiten (334—337). Wenn es wohl unvermeidlich war, daß dieser wertvolle Band doch noch stark im ‚Genre‘ der Philosophiegeschichtsschreibung gehalten ist, so wird man mit um so größerer Erwartung den weiteren Bänden entgegensehen dürfen, die das Neuland-Wagnis der Begegnung mit der Theologie und den modernen Einzelwissenschaften angehen werden. Muß noch gesagt werden, daß jene, die dieses Wagnis geplant haben, zu beglückwünschen sind?

W. Kern

Hohl, H., *Lebenswelt und Geschichte. Grundzüge der Spätphilosophie Husserls* (Symposion, 7). kl. 8^o (98 S.) Freiburg-München 1962, Alber. 7.80 DM. — Der Verf. will mit seiner Monographie über die beiden wohl wichtigsten Eigenprobleme der Spätphilosophie Husserls, Lebenswelt und Geschichtlichkeit, der Interpretation dieser Spätphase der Transzendentalphänomenologie dienen und hier eine Lücke schließen (31) sowie dabei „die unausgesprochenen Voraussetzungen des Problems der Lebenswelt als unausgewiesene Grundzüge des Husserlschen Denkens zu Wort kommen lassen“ (ebd.), die zugleich jene „neuralgischen Punkte“ darstellen, an denen die Phänomenologie „über sich hinausspringt“ (9). Er geht von deren Zentralbegriff aus, dem Prinzip der Intentionalität; gegen Ende der zwanziger Jahre überträgt Husserl die Intentionalität „von der transzendentalen Subjektivität auf den konkreten Menschen“ (16): Mensch und Welt (Lebenswelt) sind nun die Pole des intentionalen Lebens, das sich in der Einheit von Intention und Affektion (des Menschen durch die Welt) entfaltet, so „Stiftung des Bezugs der Intentionalität“ ist und seine eigene Bewegungsform begründet: die Geschichte (ebd.). Der 2. Hauptteil handelt ausführlich von der „Krisisproblematik“ in den Wiener Vorträgen und den nachgelassenen Arbeitsmanuskripten jener Jahre: Husserl begreift seine Phänomenologie als radikale Selbstbesinnung der abendländischen Menschheit auf die Voraussetzungen aller objektivierenden Wissenschaft, nämlich die Lebenswelt und das „Welt-

leben“ der menschlichen Person, und als Erfüllung der geschichtlichen Teleologie der abendländischen Philosophie überhaupt. Er bleibt indes nicht bei einer Darstellung der Lebenswelt und ihrer Geschichte stehen, sondern geht auf deren „transzendentalen Ursprung“ zurück (23), in der Frage nach dem „Sinn der Welt und dem Woher dieses Sinnes“ (26). Es wird sehr deutlich, daß Phänomenologie nicht nach Herkunft oder Entstehen von „Sein“ fragt (vgl. 43), sondern nach dem „Sinn“, der „Geltung“ von etwas, und wie dabei das selbst nie in seiner Gültigkeit angezweifelte Axiom leitend ist: „Jede Geltung weist auf eine Stiftung, auf eine sie entspringen lassende Aktivität“ zurück (33). Hier aber stößt man auf „Faktizität“, auf „das Faktum diese (sic!) Welt, das Faktum dieses Ich, dieses Cogito und dieser Strom“ des transzendentalen Bewußtseins, wie Husserl schreibt (34), auf die faktische „kosmische Differenz“ von Welt und Ich, Ich und Ich-Fremdem, Ich und Du usf., wie der Verf. sie nennt (40 55), vor allem der transzendentalen Subjektivität selbst in ihren Selbstobjektivationen (den konkreten Menschen) und ihrer Selbstzeitigung. Husserl formuliert: „Die Geschichte ist das große Faktum des absoluten Seins“ (66), er spricht von „faktischer transzendentaler Subjektivität“ (84). Diese Faktizität führt auf eine *metaphysische*, spekulative Frage zurück (vgl. 28 47 59), zumal in Verbindung mit der Idee der Teleologie, die sich in der transzendentalen und konkreten Geschichte offenbart (81 f.). Sollte der letzte Grund von Faktizität und Teleologie *Gott* sein (84)? Der Verf. ist der Meinung, Gott habe immer schon einen Platz in Husserls Phänomenologie (83). Mit S. Strasser (Das Gottesproblem in der Spätphilosophie E. Husserls: PhJb 67 [1959] 130 ff.) plädiert er für die Konzeption eines nicht nur immanenten, sondern transzendenten Gottes beim späten Husserl (85). In dem tatsächlich überraschenden Husserltext aus Manuskript B I 14, den er anführt, hält es Husserl wenigstens für denkbar, daß etwas „irgend im Gefühl oder wie immer mystisch in unserer Bewußtseinssphäre anklopft“, aber dann wie ein „Nichts“ erscheint, das „nicht gebunden ist an unsere Seinsbewahrungen und Seinsausweisungen“, uns daher „unzugänglich“ bleibt (86). Husserls Transzendentalphänomenologie öffne sich somit in eine Metaphysik und Religion. — Sein Wort vom mystischen Anklopfen des Göttlichen in unserem Bewußtsein darf aber nicht einfach als „*Gotteserfahrung*“ (87) gedeutet werden; es drückt für Husserl nur eine spekulative „Denkbarkeit“ und unausweisbare Möglichkeit aus. Übrigens zeigt sich immer wieder in aller Klarheit, daß der späte Husserl nicht nur auf Metaphysik und religiöse Spekulation ausgreift, sondern auch in seinen rein phänomenologisch gemeinten Analysen oft genug überaus spekulativ und konstruktiv verfährt. — Seine Ideen zu Welt und Geschichte haben ihr hohes philosophiegeschichtliches Interesse im Zusammenhang mit der Geschichtsphilosophie Diltheys und zumal der Existenzialontologie Heideggers, unter deren Eindruck sie ja auch entstanden sind und die mit dem „konkreten“ Menschen als Träger der Intentionalität erst völlig Ernst macht.

H. Ogiermann

Marcel, G., *Fragments philosophiques 1909—1914*. Hrsg. u. Einl. von L. A. Blain (Philosophes contemporains, 11). 16⁰ (117 S.) Louvain - Paris (o. J.), Nauwelaerts, 65. — bFr. — In seiner Einleitung informiert der Herausgeber über die zugrunde liegenden Manuskripte und die aus ihnen getroffene Auswahl; sie beginnt mit „Premières notes et ébauches philosophiques“ von 1909 und schließt mit dem Entwurf einer Theorie der „participation“ aus den Jahren 1913—1914. Die Idee „participation de la pensée à l'être“ steht aber überhaupt im Zentrum der Reflexionen; sie wendet sich gegen die Hegelsche und alle analoge Konstruktion eines absoluten Wissens, dessen „Moment“ das individuelle Bewußtsein sei, sowie gegen alle „realistische“ Auffassung, die das Sein und ebenso das Subjekt „hypostasieren“ und so in sterile Abstraktionen falle. Es könne sich nur um konkrete *Teilhabe* des lebendigen Aktes am Sein handeln, um den „*acte fécond par lequel je suis*“ (70). Das große Thema der Marceleschen Existenzphilosophie klingt also bereits an: das Geheimnis des Seins und der Teilhabe an ihm (kraft Erkenntnis und Liebe). Wie der Hrsg. sagt, kritisiert er schon hier beide Extreme, den Intellektualismus (des Deutschen Idealismus und seiner französischen und englischen Adepten) und den Fideismus. Er sucht eine *via media* und vermeint diese dennoch wesentlich mit dem Begriff des „Glaubens“ bezeichnen zu sollen (64 u. ö.). Dieser („philosophische“) Glaube erfährt

das Konkrete der frei sich erwirkenden Individualität und führt zur Gewißheit göttlichen Willens und göttlicher Liebe als Bedingung der Möglichkeit der (so läßt sich formulieren) gültigen Zuordnung (und nicht nur zufälligen Entsprechung) der geistigen Freiheit und der kontingenten „Erfahrung“, an deren Inhalte und Gegenstände die Freiheit verwiesen ist (vgl. 104 ff.). Es fallen also schon fast alle jene Worte, die für M. typisch sind: Glaube, schöpferische Freiheit und Liebe, Nicht-Objektivität, das „Unverifizierbare“ (90 f.), „subjectivité pure“ (96). Doch bewegen sich die Überlegungen, wie M. selbst in seinem kurzen Vorwort sich ausdrückt, immer noch in der dünnen Luft nachkantischen Philosophierens, d. h. objektivierender Abstraktionen; der eigentlich existenzielle Denk-Impuls sollte erst erfolgen. Es ist interessant, auch hier von M. zu erfahren, daß die Begegnung mit Kierkegaard und seiner „subjectivité vivante“ die Wende brachte. Aber im Nachwort möchte er mit Recht mehr zugeben: es sei schon die „assurance existentielle“, um die diese Texte kreisen. Und tatsächlich traf das Studium Kierkegaards auf viel, bis ins Terminologische hinein, Vorweggenommenes, so daß Kierkegaard im Grunde Marcel nur bestätigte und zu vollreflexem Bewußtsein seiner selbst verhalf. Man möchte allerdings hinzufügen: neben den eigentümlichen Tendenzen zeigen sich auch gewisse — bleibende — Fixierungen des Marcellschen Denkens, Einseitigkeiten und Mißverständlichkeiten im Begriff des „Realen“, des „Objektiven“, des „Schöpferischen“, auch der „Existenz“, so daß von „Existenz“ Gottes in keiner Weise die Rede sein könne (vgl. 94, aber auch 40 65). — Die Herausgabe der „Fragmente“ ist dankbar zu begrüßen, da sie den Prozeß der Lösung aus dem idealistischen Denkstil dokumentieren sowie das mähliche (idealistische Reste nicht völlig überwindende) Hineinwachsen in den „existenziellen“. Auf diesen Terminus scheint M. ja, dem Nachwort zufolge, doch noch Wert zu legen.

H. Ogiermann

Goerdt, Wilh., Fragen der Philosophie. Ein Materialbeitrag zur Erforschung der Sowjetphilosophie im Spiegel der Zeitschrift „Voprosy Filosofii“ 1947—1956 (Wiss. Abh. d. Arbeitsgem. f. Forschung d. Landes Nordrhein-Westfalen, 13). 8⁰ (384 S.) Köln und Opladen 1960, Westdeutscher Verlag. 39.50 DM. — Die Entwicklung der sowjetischen Ideologie in den Jahren 1947—1956 ist nirgendwo so klar abzulesen wie in der Moskauer „philosophischen“ Zeitschrift „Voprosy Filosofii“ (= „Fragen der Philosophie“), über die hier ausführlich in deutscher Sprache referiert wird. Von jedem Heft ist das vollständige Inhaltsverzeichnis und eine Auswahl der wichtigsten Artikel in zusammenfassender Darstellung nebst eingestreuten ausführlichen Zitaten gegeben. Von einer inhaltlichen Kritik wird bewußt Abstand genommen, ebensowenig soll die Entwicklung einzelner Fragen systematisch verfolgt werden. Die Überfülle des Stoffes (über 11000 sehr eng bedruckte Seiten) machte auch eine sachliche Auswahl notwendig. Da über den Historischen Materialismus, die Philosophie der Naturwissenschaften wie auch die Ästhetik in Moskauer Sicht bereits andere Übersetzungen vorliegen, konzentriert der Verf. sein Interesse auf die marxistische Darstellung der materialistischen Tradition, auf die Moskauer Kritik der „bürgerlichen“ Ideologie, auf Dialektik, Ethik und Philosophiegeschichte. Anmerkungen sowie Verzeichnisse der in der Zeitschrift zu Wort gekommenen Autoren, der besprochenen Personen und Gegenstände ergänzen die Darstellung. Die ersten Jahrgänge der Zeitschrift „Voprosy Filosofii“, welche die vor dem 2. Weltkrieg erscheinende Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus“ ablöste, sind im Westen äußerst selten. Stichproben ab Jahrgang 1951 zeigen die Sorgfalt des Verf. in Übersetzung und Auswahl, gleichzeitig aber auch die Problematik einer solchen Kurzdarstellung überhaupt. Immerhin ist damit auch Nichtsprachkundigen ein tiefer Blick in die ersten zehn Jahrgänge dieser Zeitschrift möglich.

H. Falk

Lobkowitz, N., Marxismus-Leninismus in der ČSR. Die tschechoslowakische Philosophie seit 1945. 8⁰ (XVI u. 267 S.) Dordrecht 1961, Reidel. 39.50 DM. — Die Arbeit gliedert sich in einen historischen und in einen systematischen Teil. Marxistisch-leninistische Philosophie wurde praktisch erst nach dem 2. Weltkrieg von Moskau aus in die Tschechoslowakei importiert. 1952/1953 entstanden je eine tschechische und eine slowakische „Akademie der Wissenschaften“, welche zusammen mit

(bis Sommer 1960) 13 weiteren, untergeordneten Institutionen die ideologischen Aspekte des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei als der obersten Behörde zu propagieren haben. — Im systematischen Teil kam es dem Verf. darauf an, diejenigen Beiträge tschechoslowakischer Autoren herauszuheben, die über sowjetische Veröffentlichungen hinausgehen. Hier sind besonders einige Arbeiten über die Dialektik und über die Kategorienlehre bemerkenswert. Weiter werden Historischer Materialismus einschließlich Rechtsphilosophie, Ethik, Religionsphilosophie, dann Logik, Ästhetik und Philosophiegeschichte in je eigenen Kapiteln behandelt. Den Abschluß bilden ca. 65 Kurzbiographien tschechoslowakischer „Philosophen“, eine Bibliographie von 299 Nummern sowie Namen- und Sachregister. — Durch die hier gebotene besondere Beleuchtung der „allgemeinen Lehre“ erhalten wir eine vertiefte Kenntnis jener Ideologie, die — mit weniger Gewaltanwendung als in irgendeinem anderen Ostblockstaat — bei den doch „westlich“ orientierten Intellektuellen der Tschechoslowakei einen so schnellen und leichten Sieg erringen konnte. Die geistig führende Schicht kannte die Sowjetideologie viel zu wenig, vor allem hatte man ihr nichts entgegenzusetzen als Relativismus und Skeptizismus, die sich in einem Gerede von Humanismus und Demokratie äußerten. Auch unter dieser Rücksicht gibt das Buch sehr zu denken.

H. Falk

Martínez Gómez, Luis, S. J., *Bibliografía filosófica española e hispanoamericana (1940—1958)* („Pensamiento“, Serie Difusión, 1). 8^o (XXVI u. 500 S.) Barcelona 1961, Flors. — Diese Bibliographie der spanischen und hispano-amerikanischen Philosophie faßt die vom Verf. in der Zeitschrift *Pensamiento* zusammengestellten jährlichen Bibliographien zusammen und ergänzt sie durch etwa 2000 neue Titel; die Gesamtzahl der Titel beträgt 10 166; dabei sind alle Wiederholungen vermieden, es finden sich bei den einzelnen Abschnitten nur kurze Verweise auf andere Nummern. Die „spanische“ Philosophie ist so verstanden, daß einerseits alle spanisch geschriebenen Bücher und Zeitschriftenaufsätze zur Philosophie, andererseits auch alle nicht-spanisch geschriebenen Arbeiten über spanische Philosophen nach Möglichkeit aufgenommen sind. Die Einteilung ist ähnlich wie bei De Brie bzw. wie bei den Bibliographien der *RevPhLouv*. Im geschichtlichen Teil nehmen einen breiten Raum die Arbeiten über das spanische Siglo de Oro ein (über 600, davon etwa 100 über Franz von Vitoria, fast 300 über Suárez, 70 über die spanische Mystik). Zur deutschen Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts finden wir etwa 500 Nummern. Im systematischen Teil zählt die Metaphysik (mit Theodizee) 350 Nummern, die Psychologie 850, die Ethik sogar 1300 Nummern. Der Verf. hat sich durch seine mühsame und selbstlose Arbeit den Dank aller Philosophen verdient.

J. de Vries

3. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie

Masi, Rob., *Cosmologia* (Cursus Philosophicus Lateranensis, 4). gr. 8^o (582 S.) Rom 1961, Desclée. — M., früher Professor der Naturphilosophie und gegenwärtig Professor der dogmatischen Theologie an der Lateran-Universität, legt einen „textus universitarius“ vor, der bei entsprechenden Auslassungen auch für Studienanstalten ohne Universitätsambitionen verwendbar sei (8). Das Lehrgut schließt sich so eng als irgend möglich an die Tradition an; eingearbeitet ist eine ausführliche Ideengeschichte wichtiger Begriffe und Probleme sowie die eingehende Beschreibung und Diskussion der einschlägigen physikalischen Gegebenheiten. Diese erscheinen allerdings gelegentlich in nicht unwesentlichen Punkten schief dargestellt; z. B. erfährt man bei der Behandlung des Raumproblems in der modernen Mathematik, daß Gauß, Lobatschewski und Riemann bei ihrer Untersuchung nichteuklidischer Geometrien eine vierte Raumdimension eingeführt hätten (389), weil der Begriff der Raumkrümmung notwendigerweise eine vierte Dimension verlange (386 491), weshalb die Begriffe „Hyperraum“ und „nichteuklidischer Raum“ äquivalent seien (384). Der entscheidende Begriff der Raumkrümmung als einer inneren Eigenschaft der dreidimensionalen Mannigfaltigkeit wird nirgends erwähnt. Die Raumkrümmung — und damit auch die allgemeine Relativitätstheorie — ist also begrifflich „absurd“

und „selbstwidersprüchlich“ (391), zumal sie unvorstellbar ist, während nach Thomas alle mathematischen Aussagen aus der Vorstellung abgeleitet werden müssen (392). Bezüglich der Verwandlung von Elektronen in Gammaquanten usw. wird behauptet, daß ein bestimmter Betrag an träger und schwerer Masse „verschwinde“ und an seiner Stelle Energie auftrete (225 f.), so daß es Energie ohne Masse geben könne und Masse und Energie wohl als zwei sich wechselseitig ablösende Akzidentien der materiellen Substanz aufzufassen seien (65 257 295 ff.). Dieses Auseinanderreißen von Masse und Energie ist für M. darum wichtig, weil er aus dem Gegensatz von Trägheit als Prinzip der Passivität und Kraft als Prinzip der Aktivität ein Argument für den Hylemorphismus herleitet (74—78), was natürlich nicht möglich ist, wenn träge Masse und Energie zwei Aspekte desselben Akzidens sind, wie es die Erfahrung nahelegt. Da es nun aber wegen des Satzes von der Erhaltung der Masse gar kein „Verschwinden“ von Masse gibt, fragt man sich, ob M. den Terminus „Masse“ vielleicht entgegen dem physikalischen Sprachgebrauch auf die „Ruhemasse“ eingeschränkt habe; doch M. definiert selbst „Masse“ ganz entsprechend dem physikalischen Sprachgebrauch (225) und kennt die spezielle Unterscheidung von Ruhemasse und „energetischer“ Masse (295). Daß die Eigenschaften des Atoms nicht aus denen seiner Bestandteile abgeleitet werden könnten, ist zwar in der Quantenphysik falsch, wird aber zugunsten der substantiellen Einheit des Atoms angeführt (257 273), ebenso die Nichtunterscheidbarkeit der Elektronen im Atom (282), obwohl diese Nichtunterscheidbarkeit auch beim bloßen Zusammenstoß zweier Elektronen, also bei bloßer Wechselwirkung, auftritt. Daß die Quantenphysik anti-mechanistisch sei, wird gerne unterstrichen (282 286); daß sie in genau dem gleichen Sinn anti-objektivistisch ist, wird verschwiegen. Für die spezielle Relativitätstheorie gibt es nach M. noch keinen positiven Beweis — weil der quadratische Dopplereffekt und die Verlängerung der Lebensdauer schneller Teilchen in der Aufzählung der Beweisansätze gar nicht erwähnt werden (492). M. hält demgemäß an der absoluten Gleichzeitigkeit fest; daß dies auf Grund der speziellen Relativitätstheorie zwangsläufig zu der Annahme einer realen Kontraktion aller bewegten Körper führt, wird bei der Erklärung des „wahren Sinnes“ der Relativitätstheorie nicht erwähnt (294 ff.).

W. Büchel

Schmeidler, Fel., Alte und moderne Kosmologie (Erfahrung und Denken, 9). 8^o (99 S.) Berlin 1962, Duncker u. Humblot. 11.60 DM. — Eine kurze, klare und inhaltsreiche Darstellung der Entwicklung der Kosmologie, zunächst verstanden als Naturphilosophie, dann als Lehre von der Welt als ganzer im modernen astronomischen Sinn. Ein — angesichts der historischen Betrachtungsweise nicht ganz unverständlicher — Affekt gegen die „Bevormundung der Wissenschaft durch die Religion“ (nicht nur des Christentums) klingt vielfach durch (10 27 f. 33 37); der Islam war ein besserer Hüter der antiken Tradition (32) und ein toleranterer Förderer der wissenschaftlichen Forschung als das christliche Germanentum (34). Durchaus objektiv ist aber die Darstellung des Galilei-Konflikts. Die mechanistisch-kausalanalytisch-antifinalistische Naturbeschreibung besitzt die Sympathie des Verf.; darum erscheint der quantenphysikalische Indeterminismus als sehr unbefriedigend (67), und man sollte die Möglichkeit der Rückkehr zu einer anschaulichen Naturerklärung nicht ganz von der Hand weisen (92). Der „Urknall“ als Gottesbeweis wird mit Recht kritisiert (78 86). Interessant ist der Hinweis auf die (durch Aristoteles mitbestimmte?) Entwicklung einer empirischen Naturforschung schon in der Antike: „Das Altertum stand unserer Zeit an naturwissenschaftlichem Scharfsinn in nichts nach, und nur die Technik war nicht so weit entwickelt wie bei uns“ (22). — Daß das Gödelsche Weltmodell „absolute Rotationsvorgänge und den Ablauf einer absoluten Zeit“ beinhalte (63), klingt wohl mißverständlich; gerade wegen der absoluten Rotation ist ja die Einführung einer absoluten Zeitkoordinate unmöglich (vgl. Hdb. d. Phys. Bd. 53, 502) und treten bei Gödel geschlossene zeitartige Weltlinien auf.

W. Büchel

Pauli, Wolfgang, Aufsätze und Vorträge über Physik und Erkenntnistheorie (Die Wissenschaft, 115). 8^o (VIII u. 176 S., 9 Abb.) Braunschweig 1961, Vieweg. 19.80 DM. — In der Spitzengruppe der modernen theoretischen Physiker war es anerkanntermaßen P., der am unnachgiebigsten um logische Klarheit der Gedanken-

führung rang und am unerbittlichsten auf schwache Punkte einer Theorie hinwies. So heben sich auch die vorliegenden Aufsätze von manchem ab, was man sonst über moderne Physik zu lesen bekommt. P. erklärt z. B. offen, daß nach seiner Auffassung die erkenntnistheoretische Situation in der Quantenphysik von keiner Philosophie vorausgesehen worden sei, *auch nicht vom Positivismus* (10); denn schließlich ist der Positivismus ein „-ismus“ wie die anderen „-ismen“, und ein Denken in „-ismen“ lehnt P. ab (80), ebenso die Reduktion der Wissenschaft auf die Registrierung von Sinnesempfindungen (94 101). Gegenüber der Evolutionstheorie bemerkt er skeptisch, der einfache Hinweis auf Mutation, Selektion und Zeitfaktor genüge nicht zur Erklärung, wenn man nicht auch konkret ausrechne, *wieviel* Zeit für den ganzen Vorgang erforderlich sei; etwas Derartiges werde aber auch von B. Rensch nicht versucht (123). Die Objektivität der quantenphysikalischen Naturbeschreibung und die „irrationale Aktualität des Einmaligen“ (22) werden immer wieder diskutiert. Die Frage nach den apriorischen Bedingungen der Naturerkenntnis lehnt P. nicht ab; aber das kantische Apriori war nur das Apriori der Mathematik und Naturwissenschaft einer bestimmten Zeit. P. möchte lieber an gewisse Archetypen als Ordnungsfaktoren denken; der Gedanke der Ganzzahligkeit und Symmetriebeziehungen der verschiedensten Art haben sich ja als wesentliche Ordnungsprinzipien der modernen Physik erwiesen, und die vom Kantianismus in den Vordergrund gerückten Erhaltungssätze leiten sich letzten Endes aus Symmetriebeziehungen ab. Daher das Interesse P.s an der geistesgeschichtlichen Rückverfolgung solcher Ideen (z. B. bei Kepler, den Alchimisten, den Pythagoreern), sein Verständnis für die „unphysikalische“ Naturbetrachtung Goethes (110), während er in Francis Bacon nur einen „etwas oberflächlichen Vorläufer der modernen Naturwissenschaft“ erblicken kann (108). In dem Vortrag „Die Wissenschaft und das abendländische Denken“ sieht er das Grundproblem des abendländischen Denkens in der Beziehung von (mystisch-religiöser) Heilerkenntnis und (rationaler) wissenschaftlicher Erkenntnis, und seine persönliche Einstellung dazu klingt durch in den Sätzen: „Eine Flucht aus dem bloß Rationalen, bei dem der Wille zur Macht (über die Natur) niemals ganz fehlt, in dessen Gegenteil, z. B. in eine christliche oder buddhistische Mystik, ist naheliegend und gefühlsmäßig verständlich. Ich glaube jedoch, daß demjenigen, für welchen der enge Rationalismus seine Überzeugungskraft verloren hat und dem auch der Zauber einer mystischen Einstellung, welche die äußere Welt in ihrer bedrängenden Vielheit als illusorisch erlebt, nicht wirksam genug ist, nichts übrigbleibt, als sich diesen verschärften Gegensätzen und ihren Konflikten in der einen oder anderen Weise auszusetzen. Eben dadurch kann auch der Forscher . . . einen inneren Heilsweg gehen“ (112). „Wir vertrauen darauf, daß der menschliche Geist stets fähig sein wird, neue Gedanken hervorzubringen, die irgendwie zu den Objekten um uns passen . . . Denn sowohl der menschliche Geist in uns als auch das wahrgenommene Objekt außer uns sind der gleichen kosmischen Ordnung unterworfen“ (9). Um einer Einstellung wie dieser das Christentum nahezubringen, hat Teilhard de Chardin seine Konzeption entworfen.

W. Büchel

Philosophische Probleme der modernen Naturwissenschaft. Materialien der Allunionskonferenz zu den philosophischen Fragen der Naturwissenschaft, Moskau 1958. gr. 8^o (556 S.) Berlin 1962, Akademie-Verlag. 19.50 DM. — Nach dem Hauptreferat von A. D. Alexandrow über die Relativitätstheorie sind Masse, Länge und Zeitdauer Bestimmungsstücke, die einen Körper in seinen objektiven Relationen zu anderen Körpern charakterisieren. Die Relativität der Länge usw. ist in dieser Relationalität begründet und hat nichts mit Subjektivismus zu tun. Das Absolute, das in der Relativitätstheorie zum Ausdruck kommt, wenn sie „richtig“ verstanden wird, ist die raum-zeitliche Struktur des universellen Wechselwirkungszusammenhangs der materiellen Welt. A. L. Selmanow wies darauf hin, daß die Annahme gleichförmiger Materieverteilung in den üblichen kosmologischen Modellen eine sehr starke Idealisierung darstelle. Bei Berücksichtigung der tatsächlichen Inhomogenität der Materieverteilung könne es möglicherweise so sein, daß eine und dieselbe unendliche vierdimensionale Raum-Zeit in einem bestimmten Koordinatensystem einen unendlichen, in einem anderen Koordinatensystem dagegen einen endlichen dreidimensionalen Raum aufweise. Hinsichtlich der Quantenphysik

kommt *W. A. Fock* in seinem Hauptreferat der „Kopenhagener Interpretation“ so weit als möglich entgegen. *D. D. Iwanenko* dagegen meint, daß Heisenberg sich mit der philosophischen Interpretation seiner Elementarteilchentheorie dem Platonismus nähere, „dabei einem Platonismus durchaus nicht im besseren, sondern im schlechteren Sinn“ (332), und *E. Kolman* erklärt, daß dieser Übergang vom „subjektiven“ zum „objektiven Idealismus“ charakteristisch sei „für eine ganze Gruppe . . . Physiker der kapitalistischen Länder, wie . . . Bohr und Born. Jedoch werden ihre neuesten Äußerungen . . . manchmal von einigen unserer Philosophen für Materialismus gehalten. Diesen Philosophen stellen sich Wünsche als Wirkliches dar“ (340 f.). *J. P. Terletzki* setzt sich für die Auffassung von de Broglie, Vigier u. a. ein, was Fock zu der Entgegnung veranlaßt: Wir haben hier „einerseits eine höchst nützliche . . . Theorie (gewöhnliche Quantenphysik) — und ihr argwöhnt man vom Standpunkt des dialektischen Materialismus; andererseits gibt es eine Theorie, die nicht dem Kriterium der Praxis entspricht (de Broglie), und sie steht — nach Terletzki — unter dem Schutz des dialektischen Materialismus. Eine solche Auffassung des dialektischen Materialismus und seiner Einstellung gegenüber der Naturwissenschaft ist unzulässig!“ (505) Ähnlich *S. L. Sobolew*, dem man es zum Vorwurf gemacht hatte, daß er in seinem Hauptreferat über Kybernetik — zusammen mit *A. A. Ljapunow* — die Vererbung erworbener Eigenschaften bezweifelte: „Genossen . . . Man darf die Physik nicht in eine materialistische und eine idealistische Physik unterteilen!“ (519).

W. Büchel

Bauer, Hans (Hrsg.), Fortschritte der Zoologie. Begr. von Max Hartmann. Bd. 15. gr. 8^o, 1. Liefg. (S. 1—164, 22 Abb.), 2. Liefg. (S. 164—336, mit 31 Abb.). Stuttgart 1962, G. Fischer. 1. L. 34.—DM; 2. L. 35.—DM. — Mit Rücksicht auf die stets wachsende Zahl biologischer Arbeiten und eine schnellere Informierung haben sich dankenswerterweise Herausgeber und Verlag entschlossen, die Fortschritte der Zoologie in Zukunft in 2—3 Lieferungen herauszubringen, die jeweils einen Jahresband umfassen. Die 1. Lieferung von Band 15 umfaßt drei bedeutungsvolle Teilgebiete der modernen Forschung: Muskelphysiologie (*W. Hasselbach*), Nervenphysiologie (*H. Lüttgau*) und Ökologie des Parasitismus und der Symbiose (*G. Osche*). Wir müssen uns hier leider nur mit einem kurzen Hinweis begnügen; denn die in der Berichtsperiode (1953—1961 für den Bericht über die *Muskelphysiologie*) erschienenen größeren Referate und Monographien sind gewaltig angestiegen. Es hat sich gezeigt, daß die Umwandlung der chemischen Energie des Stoffwechsels in mechanische Arbeit auf den Wechselwirkungen zwischen motilen Proteinstrukturen mit ATP (Adenosintriphosphat) beruht. Der Kontraktionszyklus der Muskeln ist aber nur ein Sonderfall der allgemeinen Motilität. Kontraktion und Erschlaffung der quergestreiften Muskeln beruhen nicht auf der Faltung und Entfaltung von Peptidketten, wie man bisher angenommen hat, sondern auf der Verschiebung längenkonstanter Filamente von zwei verschiedenen Proteinen (Aktin und Myosin). Auch in den glatten Muskeln besteht das kontraktile Protein aus Aktin und Myosin. Sie sind nur in Kombination kontraktile, nicht aber einzeln. Nach der Entdeckung des physiologischen Erschlaffungsfaktors ist die intrazelluläre Regulation der Muskelaktivität in den Vordergrund des Interesses gerückt. — Im Bericht über die *Nervenphysiologie* (1959—1961) wird vor allem die Ionentheorie der Erregung besprochen, die seit den Arbeiten von Hodgkin, Huxley und Katz (1952) im Mittelpunkt der Forschung steht. — Im Bericht über die *Ökologie des Parasitismus und der Symbiose* wird betont, daß der Wirt oder die Wirtstiere zum „Lebensraum“ (Umwelt) der Parasiten gehören. Der Wirtsorganismus bietet in seiner reichen Gliederung eine Reihe ökologischer Nischen, die von den Schmarotzern besiedelt werden können. Die dort auf die Parasiten einwirkenden Faktoren sind besonders bei Endoparasiten außerordentlich komplex und speziell (Fermente, Hormone, Verdauungsprodukte usw.). Von allgemeinem Interesse ist in diesem Bericht vor allem auch das Kapitel: *Ökologie und Evolution* (139 ff.). — Die 2. Lieferung enthält die beiden Berichte: Vergleichende Physiologie der Nervensysteme von Evertebraten (*F. Huber*) und Vergleichende Physiologie des Gehörs und der Lautäußerungen (*J. Schwartzkopff*). Für den außerordentlich gedrängten Bericht von F. Huber, der die Ergebnisse von 1955—61 umfaßt, wären einige Abbildungen zum Verständnis dienlich gewesen.

A. d. Haas

Saller, Karl, Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung. Begründet von Rud. Martin. 3., völlig umgearb. und erw. Aufl. gr. 8°, 13. Liefg. (S. 2087—2246 mit Abb. 914—1018), 14. Liefg. (S. 2247—2416 mit Abb. 1019 bis 1069). Stuttgart 1962, G. Fischer. 32.—DM u. 38.—DM. — Es ist erfreulich, daß das umfangreich geplante Werk S.s so schnelle Fortschritte macht, so daß mit der 14. Lieferung der 3. Bd. abgeschlossen werden konnte. Die 13. Lieferung enthält vor allem die *Anthropologie der Muskeln, Blutgefäße, peripheren Nerven und Eingeweide*. Die gebotene Zusammenfassung unserer Kenntnisse der „Anthropologie der Weichteile“ berücksichtigt vor allem phylogenetische Gesichtspunkte und das besonders wichtige Geschehen der Aufrichtung des Menschen. Besonderem Interesse dürfte aber die 14. Lieferung vor allem in Kreisen der Psychologen begegnen, weil sie einen kurzen Abriss der *psychologischen Anthropologie* bietet. Zuerst werden der Gegenstand der Psychologie, ihre Methoden und ihre Einteilung besprochen. Bei der Erörterung der allgemeinen Einteilungsprinzipien werden Begriffsbestimmungen für Seele und Geist (Aristoteles, Thomas v. Aquin, Fischl, Jaspers u. a.) gebracht; leider erfährt man an den betreffenden Stellen, wo oft umfangreiche Zitate gebracht werden, nur den Autor des Zitats, nicht aber Seitenzahl und Werk, aus dem zitiert wird (so z. B. 2331 ein umfangreiches Zitat von Katz, 2406 ein solches von Freud). Das erschwert das weiterführende Studium der entsprechenden Probleme. Nachdem die wichtigsten Richtungen der allgemeinen Psychologie aufgezählt wurden (experimentelle, geisteswissenschaftliche und verstehende Psychologie, Gestaltpsychologie, topologische Psychologie, Behaviourismus und Reflexologie), bespricht der Verf. die Einzelatbestände des Seelenlebens und die körperlichen Begleit- und Folgeerscheinungen. Die weiterstreuten Einzelergebnisse der Forschung auf diesen Gebieten gibt der Verf. in ausgedehnter Zusammenfassung und Würdigung wieder. Um nur einen beliebigen Punkt herauszugreifen, betont er, daß das Elektroenzephalogramm (EEG) schon die Tönung des Affekts nicht mehr angeben kann, geschweige denn den Inhalt der Gedanken (2358): „Unter keinen Umständen ist es also möglich, psychische Inhalte aus dem Hirnpotentialbild abzulesen.“ Freilich können gewisse psychische Gesamtzustände mit dem EEG korrelieren. Sehr klar zeigen sich z. B. die beiden Grundformen des EEG als zwei polare Zustände des Bewußtseins: die Aufmerksamkeitsspannung und die psychophysische Entspannung. Den Abschluß des Bandes bilden die beiden Kapitel über das Ganze des Seelenlebens (Charakterologie) und die Psychologie der Primaten. Bei den Ergebnissen der Psychologie der niederen Primaten werden vor allem die Arbeiten von Klüver ausführlich herangezogen. Interessant ist, daß die Meinung von Yerkes sich nicht zu bestätigen scheint, daß nämlich der psychische Abstand zwischen einem Schimpansen und einem Menschen geringer sei als der zwischen einem Schimpansen und einem Macacem oder zwischen einem Macacem und einem Lemur (2390). Klüver hat mit seinen Experimenten bewiesen, daß in vielen Fällen das Verhalten der Anthropoiden nicht viel besser ist als das der unteren Primaten. Bei der Erörterung der Frage, ob niedere Affen zählen können, die weitgehend negativ beantwortet wird, hätte man auf die Arbeiten von O. Köhler (Freiburg) und seiner Schule hinweisen können, die Bedeutsames zu diesem Problem gefunden haben (allerdings hauptsächlich bei anderen Tiergruppen). Bei der Behandlung der Psyche höherer Affen wird besonders die „Schimpansenpsychologie“ etwas ausführlicher dargelegt. Von einer „Brücke zur Menschensprache kann bei ihren Leistungen nicht die Rede sein“ (Kainz). Alle Versuche, einem Schimpansen das Aussprechen des Wortes „Papa“ zu lehren, schlugen fehl. Ein Orang-Utan soll es allerdings innerhalb von sechs Monaten gelernt haben. Aber: „Eine wirkliche Sprache hat nur der Mensch“ (2397). Im Schlußkapitel „Der Mensch als Wildtier, als Haustier und als Mensch“ wird wohl die Theorie der Selbstdomestikation beim Menschen als zu eindeutig herausgestellt. Vom Problem der Rassenbildung aus hat neuerdings A. Remane (in: „Die neue Rassenkunde“, Fischer, Stuttgart 1962) festgestellt: „Trotz mancher Anklänge an die Situation des Menschen ergibt eine nähere Prüfung keine Berechtigung, den Menschen als domestiziert zu erklären“ (1). Wir möchten hier nur auf die Ausführungen Remanes verweisen und anmerken, daß dieses Problem noch nicht endgültig gelöst ist. Im ganzen gesehen ist aber der Überblick, den uns der Verf. in seinem Bericht bietet, ausgezeichnet.

A d. Haas

Achelis, J. D., und v. Ditfurth, H. (Hrsg.), *Befinden und Verhalten. Verhaltensphysiologische und anthropologische Grundlagen der Psychopharmakologie* (Starnberger Gespräche 1960). 8^o (110 S.) Stuttgart 1961, Thieme. 14.80 DM. — Die vorliegende Schrift enthält die Referate und Ausschnitte aus den Diskussionen einer Arbeitstagung, auf welcher Grundlagenprobleme der psychopharmakologischen Forschung diskutiert wurden. An den Gesprächen nahmen Psychiater, anthropologisch und psychosomatisch orientierte Internisten und Psychotherapeuten sowie Vertreter des Max-Planck-Instituts für Vergleichende Verhaltensforschung teil. In den einleitenden Bemerkungen weist A. (Mannheim) darauf hin, daß man vor einer Reihe von Jahren noch auf Erfahrungen der indischen Volksmedizin (mit *Rauwolfia serpentina*) zurückgreifen mußte. Psychische Wirkungen, die man bisher nicht beachtet hat, stellen sich bei vielen Arzneimitteln ein. Erst jetzt ist man durch psychiatrische Verwendung der Pharmaka gezwungen, die psychischen Wirkungen genauer zu erforschen. Die Ergebnisse sind aber auf diesem neuen Forschungsgebiet „noch recht unbefriedigend“ (1). Die unbefriedigende Situation ist hauptsächlich ein Mangel der Grundlagenkenntnisse: „Man kann der Frage nicht mehr ausweichen, wie sich bei Mensch und Tier körperliches und psychisches Geschehen verknüpfen. Man muß auch nach den Funktionsordnungen fragen, in die die Psychopharmaka eingreifen“ (2). A. weist weiter darauf hin, daß neben den Regulationen, welche die Physiologie bisher eingehend erforscht hat, weitere Ordnungsprinzipien im Organismus existieren, daß ferner nicht nur die gelebten, sondern auch die erlebten Ordnungen zu berücksichtigen sind. Hier setzt nun auch die Verhaltensforschung ein, über die Schleidt (Seewiesen) einen grundlegenden Bericht vorlegte. In der Diskussion hat besonders Konrad Lorenz (Seewiesen) wertvolle Beiträge geliefert. Die Reaktionsbereitschaft des gesamten Organismus hängt z. B. „von den getrennten Reaktionsbereitschaften von mindestens drei hintereinandergeschalteten Systemen ab: nämlich erstens vom Sinnesorgan, zweitens von dem, was wir, *faute de mieux*, angeborenen auslösenden Mechanismus“ nennen — von dem ganzen afferenten Filter, das nur gewisse Reize zum Auslöser einer bestimmten motorischen Antwort macht — und drittens von der Bereitschaft in diesem motorischen System selbst“ (19 f.). Aus den Versuchen, die Schleidt anführt, geht hervor, daß es mit Pharmaka möglich ist, das Gleichgewicht zwischen einzelnen Verhaltensweisen zu verschieben und damit die Reaktionsnorm des Individuums vorübergehend zu beeinflussen. Versuche mit Harmalin scheinen darauf hinzuweisen, daß der Effekt einer Substanz in hohem Maß von der Ausgangslage des Tieres abhängig ist: in einer bestimmten Situation beeinflusste es die Fluchttenenz, in einer anderen aber die mütterlichen Verhaltensweisen. Lorenz machte anschließend sehr interessante Bemerkungen über die drei Hauptverhaltensweisen Sexualität, intraspezifische Aggression und Flucht und empfahl sie als Objekte pharmakologischer Versuche. Nach einem weiteren Referat von H. v. Ditfurth zur Problemlage der Pharmakopsychiatrie berichtet Erich v. Holst über seine interessanten Untersuchungen „Zur ‚Psycho‘-Physiologie des Hühnerstammhirns“. Mit zwei medizinischen Referaten über das Befinden und Verhalten herzkranker Kinder und Erwachsener (von H. Plügge und R. Mappes) und über das dissoziierte Wachsein (R. Bilz) schließt das Buch, das sicher von Medizinern, Psychologen und Verhaltensforschern besonders beachtet werden wird. A. d. H. a. s.

Muñoz, J., *Psychologia philosophica* (Cursus philosophicus Comillensis). 8^o (437 S.) Santander 1961, Sal terrae. — Dieses Lehrbuch der neueren scholastischen philosophischen Psychologie ist aus einer Lehr- und Forschungstätigkeit von zwei Jahrzehnten herausgewachsen. An dem Buche muß die flüssige und sachliche Darstellung (auch neuzeitlicher Probleme), das Bemühen um klare und in die Tiefe gehende Fassung der spekulativen Gedanken und die reich ausgebaute Bibliographie hervorgehoben werden. So werden die Hörer nicht nur in die aristotelisch-scholastische Tradition und die geschichtliche Entwicklung der Fragen und Kontroversen eingeführt, die Bibliographie bezieht sich zu einem großen Teil auf neuere und neueste Untersuchungen, die in spanischen und ausländischen Büchern und Zeitschriften niedergelegt sind (vgl. 33 52 72 131 360 f.). Der Zielsetzung dieser Sammlung entsprechend, tritt dabei die empirische Forschung zurück; die anthropologischen, metaphysischen, auch wissenschaftstheoretischen Arbeiten, soweit sie für eine philo-

sophische Psychologie von Bedeutung sind, haben das entschiedene Übergewicht. Sie können aber den Hörer zu einem (auch an den Quellen) wesentlich vertieften und auch kritischen Studium der Fragen führen. — Dem Werke ist eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, an dessen Ende eine schematische Übersicht über die fundamentalen Theorien und Systeme einer philosophischen Psychologie geboten wird. Das 1. Buch handelt vom seelischen Sein im allgemeinen (19—49); auch das unbewußte seelische Sein wird verhältnismäßig eingehend dargestellt. Ob man aber sagen kann, daß „aktuelle Erkenntnisse und Strebungen“ nicht unbewußt sein können (39 f.), scheint dem Ref. zweifelhaft und nicht genügend erwiesen. Zu einer spekulativen Weiterführung der Probleme um das seelische Sein hätte vielleicht auch hier Brentano (und das Werk von Wellek) herangezogen werden können. Der ausführlichste Teil des Buches (52—319) ist einer metaphysischen Analyse der Phänomene des Seelenlebens und der sie bedingenden Strukturen und Potenzen gewidmet: der Erkenntnis in ihren beiden großen Erscheinungsformen, dem Affekt- und Willensleben, den Kontroversen um die Willensfreiheit und ihre Bedingungen. Der 3. Hauptabschnitt (322—417) handelt vom Leib-Seele-Geist-Problem und den philosophischen Erklärungen bzw. Erklärungsversuchen jener einzigartigen auch entelechialen Spannungseinheit, als die der Mensch sich in stets neuen Formen erfährt; sie kann ohne den Rückgriff auf die strukturellen Wesenskomponenten des Menschen und ohne die Frage nach Aufgabe, Sinn und Wert des menschlichen Seins nicht verständlich gemacht werden. — Vielleicht wird man in einzelnen Fragen von den Ansichten des Verf., die deutlich, aber nicht aufdringlich von Suárez her beeinflusst sind, abweichen (vgl. z. B. die *instrumentale* Exemplarursache, 181). Man mag auch einige Wünsche für die Neuauflage haben; so wäre es gut, wenn auch Begriff und Phänomene des objektiven Geistes (vgl. 142) zur Erklärung des Wesens von Geist ausdrücklicher herangezogen und fruchtbar gemacht würden. Einige Druckfehler wären zu korrigieren; so wird 424 auf N. Hartmann verwiesen, dessen Problem des geistigen Seins manche Anregung geben kann, auf der angegebenen Seite aber nicht erwähnt wird. Im ganzen ist das Buch aber eine vortreffliche und zeitgemäße Grundlage für die Vorlesungen zur neueren scholastischen Psychologie, vor allem im mehr spekulativen Teil. Seine Brauchbarkeit wird durch Literaturverzeichnis (XVII—XXIV), Verfasser- und Sachregister noch erhöht.

L. Gilen

Miller, B., *The Range of intellect*. 8^o (251 S.) London 1961, Chapman. 30.—sh. — Als Motto könnte man über diese spekulative thomistische Untersuchung den mehrfach zitierten Satz des hl. Thomas setzen: *Non enim, proprie loquendo, sensus aut intellectus cognoscunt, sed homo per utrumque* (de ver. q. 2, a. 6, ad 3). Dem Verf. kommt es sehr an auf die Erkenntnis „through affective connaturality“ (175 bis 213); sie scheint weitgehend identisch zu sein mit dem „Fühlenden“, zu dessen tieferem Verständnis auch empirische Psychologie und Charakterologie einiges beitragen könnten. Dieses Denken wird von M. einer eingehenden metaphysischen Analyse im Sinne der aristotelisch-scholastischen Psychologie unterzogen. In welcher Richtung diese Analyse geht, zeigen die Kapitel über die menschliche intellektive Erkenntnis (73—100), den intellectus agens (101—124), natur- und akthafte Liebe (125—154). Die Hauptthesen des Verf. betreffen das Verhältnis von species impressa und expressa, die Möglichkeit einer nichtbegrifflichen intellektuellen Erkenntnis, das Verhältnis von Liebe und Erkennen. Species impressa und expressa können identisch sein, ihr Unterschied geht niemals über die distinctio virtualis maior hinaus (215, ch. III); gegenüber diesen Thesen wären allerdings von seiten einer streng thomistischen Erkenntnislehre einige Bedenken anzumelden, die noch weiter diskutiert werden könnten. Der Gedanke einer nichtbegrifflichen, sei es intuitiven, sei es in Richtung des Fühlenden gehenden Erkenntnis kann dagegen, auch von der Spekulation her, kaum bestritten werden. Er ist für Thomas selber durch eine Reihe von Quellenuntersuchungen (u. a. Hufnagel, Intuition und Erkenntnis nach Thomas von Aquin, Münster 1932) sichergestellt. Eine interessante, aber doch wohl noch tiefer zu begründende Meinung vertritt der Verf. über das Verhältnis von Liebe und Erkennen: das in der Liebe subjektverinnerte Objekt (der Verf. spricht von dem subjected-object) spiele in der durch Liebe fundierten und daher indirekten Erkenntnis die gleiche Rolle wie die Species in der direkten intellektuellen Erkenntnis (208—213). Das ist

deswegen möglich, weil dieses so verinnerte Objekt durch ein „supraphysical esse“ aktiviert wird und dem Bereich des intentionalen Seins angehört, beides in gleicher Weise wie die Species. Wir stehen hier an dem schwierigen Begriff des „überphysikalischen Seins“, der von M. dem Begriff des intentionalen Seins vorgezogen und mit ihm auch nicht identisch gesetzt wird (66 f.). Eine wirkliche Klärung dieses Begriffes wird vom Verf., wie uns scheint, auch in seiner Berufung auf die verschiedenen Theorien bei Bannes und Cajetan, nicht ganz erreicht. Die Besonderheiten des supraphysical esse, speziell auch seine Analogie, dürften auch dem intentionalen Sein der Species (bzw. der Liebe) zukommen. Und daß der intentionale Charakter nur für die geschöpfliche Erkenntnis wesentlich sei, ist rein philosophisch doch schwer zu zeigen. — Das Buch ist im allgemeinen recht klar geschrieben und greift ein wichtiges Problem aus der vollmenschlichen Erkenntnis heraus. Von der angekündigten Untersuchung, ob das „Fühlenden“ oder das sympathische Denken uns das Objekt nicht nur auf dem Wege der Analogie, sondern in sich selber unmittelbar gegenwärtig setzt (212), kann man weitere anregende Auskünfte erwarten. Für diese Arbeit sollte auch Schelers Buch über Wesen und Formen der Sympathie herangezogen werden, das im Literaturverzeichnis (224—233) nicht erwähnt wird.

L. Gilen

Graumann, C. F., Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität (Phänomenologisch-psychologische Forschungen, 2) 8^o (194 S.) Berlin 1960, de Gruyter, 24.— DM. — Der Verf. möchte in dieser anspruchsvollen Arbeit eine psychologische Theorie der Perspektivität gewinnen (32). Der Begriff der Perspektive ist von der Kunstwissenschaft her geläufig und bezieht sich dort auf die Art und Weise, wie der Raum und die ihn erfüllenden Körper gesehen und dargestellt werden. Für Kunstschaffen und Kunstwissenschaft ist die Perspektive eine subjektbezogene Kategorie der Darstellungsform; ihre Beschreibung und Analyse (auch nach den Gesichtspunkten der Scenographie und Zentralperspektive) trägt wesentliche Momente bei zu der hier gebotenen Phänomenologie der Perspektivität (7—75). Das gilt besonders vom Begriff und der Struktur des Horizontes. Der Horizont ist eine „anschauliche Verweisung vom noch Sichtbaren auf das nicht mehr Sichtbare des dargestellten Raumes“ (30). So ersteht ein Verweisungsganzes des prinzipiell wahrnehmbaren Raumes, das den wirklich wahrgenommenen und auch den wahrnehmungstranszendenten Raum umgreift. Die Struktur der Perspektivität zeigt sich als eine „horizontale Verweisungsganzheit“ (66—72). Schon nach dem Ausgangspunkt von Perspektive als subjektbezogener Darstellungsform, aber auch nach den vorliegenden experimentellen Ansätzen und nach den phänomenologischen Beschreibungen des Verf. muß der visuell wahrgenommene Raum im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen. Aber die perspektivische Struktur des Weltinnewerdens (bei der man fragen kann und in einer Weiterführung der Phänomenologie auch fragen würde, was jeweils unter dem sehr komplexen Gebilde „Welt“ zu verstehen ist), wie es u. a. von Leibniz, Teichmüller, Nietzsche, Straus, Binswanger (32—65) in je verschiedener Weise gesehen wurde, legt den Gedanken nahe, daß horizontartig strukturierte Verweisungsganze sich auch im unanschaulichen Denken finden, daß Perspektivität vielleicht ein Grundzug menschlichen Erkennens überhaupt (5), auch des wissenschaftlichen Vorgehens (135—141) ist. Für den 2. Hauptteil der Untersuchung (Grundlagen einer Psychologie der Perspektivität, 76—177) sind drei „Hypothesen“ von entscheidender Bedeutung: daß in der horizontalen Verweisungsganzheit immer Sinnliches und Unsinnliches umfaßt wird; daß die perspektivischen Formen des Gewahrens in den Zuständlichkeiten des Subjektes fundiert sind; daß diese Zuständlichkeiten sich in allen Fällen funktional auf unser Weltinnewerden auswirken (74 f.). Von diesen Hypothesen ausgehend, untersucht Gr. den Geltungsbereich der Perspektivität (80—141), ihren motivationalen Grundzug (141—162), motivational ausgeprägte Funktionen kognitiven Verhaltens (162—177). Ein besonderer Exkurs ist dem Sinn-Begriff gewidmet (98—118), soweit er in die moderne psychologische Forschung eingegangen ist. Im Bereich des beseelten Lebens meint er „die Eröffntheit eines Horizontes möglichen erfüllbaren Verhaltens“ (111). Mit dieser Begriffsbestimmung werden zugleich neue Fragen aufgeworfen über das Verhältnis von Sinn und Wert (vgl. 107 f.), ferner über den Horizont, der einer Sinn-

erfassung in den je möglichen Motivationen und ihren Verweisungen zugrunde liegt. — Der Arbeit ist ein Autorenregister und ein umfangreiches Literaturverzeichnis beigefügt (182—191).

L. Gilen

Müller-Eckhard, H., *Weltbewältigung. Vom entseelten und vom eigentlichen Leben.* kl. 8^o (255 S.) Stuttgart 1959, Klett. 14.80 DM. — Therapeutische Erfahrung und emporformende Güte stehen hinter diesem Buch. Der Verf. geht von der Klage aus, daß „diejenigen, die das Leben und Dasein (der) Zivilisation organisieren und verwalten, bereits abgestimmt (hätten), daß die Heutigen stillschweigend das Anrecht, Menschen mit eigenem Leben und Schicksal zu sein, preisgeben“. Demgegenüber will er im Drama zwischen Mensch und Welt „Verteidiger des einzelnen Menschen“ sein, den heutigen Menschen in seiner Ausgeliefertheit deuten, „nicht etwa so, daß er diesen Menschen einfach entschuldigt und ihm eine psychologische Absolution erteilt“. Er will ihn „rechtfertigen, nicht durch ihn selbst, sondern durch seine unvergängliche christianische Entelechie, die den Menschen je und je als Mensch bestätigt“. 31 kleine Kapitel handeln vom Drama zwischen Mensch und Welt, von vielem, was das wesensgemäße freie Wachsen zum wirklichen Selbst hemmen kann, von Aufgaben in der Bewältigung des Hemmenden, Bewältigung z. B. falscher und fehlformender Autoritätsverwaltung, Bewältigung der „nützlichen Lüge“, der Angst, des Verwöhntseins, des unverdienten Leides, der Trias Arbeit, Muße, Liebe, der Psychotherapiebindung, der unbewußten anonymen Mächte, der Probleme der Ehe; weiterhin vom Mut zur Weltbewältigung, von Notwendigkeit der Aszese und Meditation, vom Geheimnis scheinbaren Scheiterns, vom Verarbeiten des Anblicks eschatologischer Wirklichkeit usw. „Es bedarf keiner Frage, daß die Menschenseele in ein höheres göttliches Sein eingebettet ist, auch keiner Frage, daß ihr das Gefüge einer Ur-Ordnung einwohnt. Die Ordnung stellt das Fundament unseres menschlichen Seins dar. Von dort kommen die reparatorischen, nach Versöhnung drängenden Impulse und die korrigierenden Zensuren, ja sogar die unaufhörlichen Tendenzen zur Heimkehr aus der Verlorenheit existentieller Eigenmächtigkeit in die Welt göttlicher Wirklichkeit“ (214). Entgegen einer Denkweise, die im Menschen nur das Nichts und die Sünde sähe und für die Gott gleichsam ein erstarrtes und am Menschen uninteressiertes Etwas wäre, wird der Mensch (ohne Verkennen der Sündenwirklichkeit) „gerechtfertigt“ als ein Geschöpf, das von Gott gesucht wird und das sich von Gott soll lieben lassen, um in ihm letzte Geborgenheit, Heimat und Kraft zu finden. Offenbar ist dem Verf. oft ein „neurotisiertes Gottesbild“ in Menschen begegnet. Von daher erklären sich wohl zu verallgemeinernd klingende Vorwürfe gegen seelsorgliche Fehlgriffe. Demgegenüber darf doch an die Vielzahl von Seelsorgern erinnert werden, die sich in der Verantwortung für die Einzelseele, das „individuum ineffabile“, wie Thomas v. Aquin sagt, um feines Herangehen an das Labyrinth der konkreten Menschenseele mühen. Es gibt glücklicherweise statt gegenseitiger Versteifung und ohne Verwischen der je eigenen Aufgabenkreise ein fruchtbares Zusammenwirken von Therapie und Seelsorge. Nicht weniger, als der Verf., wird eine echte Theologie das verzerrte Bild eines starren und am Menschen uninteressierten Gottes ablehnen — zeigt doch die Menschwerdung Gottes gerade das Bild des suchenden „guten Hirten“. Doch würde diese echte Theologie das Problem der „Coincidentia oppositorum“ und der Seinsanalogie weniger kurzschlüssig erledigt wissen wollen. Echtes Gespräch unter Beachtung der gegenseitigen Ausgangspunkte könnte da fruchtbar sein. Als Ganzes aber kann das Buch Seelsorgern und Heilerziehern viele Werte und nützliche Hilfe zur Selbsterforschung bieten.

A. Willwoll (†)

Hollenbach, Johannes M., S. J., *Christliche Tiefenerziehung.* 8^o (318 S.) Frankfurt 1960, Knecht. 12.80 DM. — Der Verf. ist durch seine zwei Bücher „Der Mensch als Entwurf“ und „Der Mensch der Zukunft“ bekannt geworden. In seinem vorliegenden Werk geht es ihm hauptsächlich um die typisch „christliche“ Erziehung, die zugleich „Tiefen“-Erziehung sein soll. Damit füllt es — längst erwartet — die Lücke zwischen der Tiefenpsychologie und der Pädagogik. Spürbar steht im Hintergrund die Geistigkeit eines hl. Ignatius von Loyola. Das verrät schon der Aufbau, der den „roten Faden“ der „Exerzitien“ erkennen läßt. Als

„Fundament“ und „erste Woche“ könnte man die ersten 7 Kapitel ansprechen, in denen es dem Verf. um eine Werde-Existenz-Analyse des Menschen geht; in den letzten 2 Kapiteln wird die Sinniefe des Menschen als Nachfolge Christi gesamt-menschlicher Erfahrung nahegebracht, bis hinein in die Barmherzigkeit Gottes, die im Kreuz Christi deutlich wird. Erziehung als typisch „christliche“ ist immer „Vermittlung zur Bereitschaft“ zu einer „mitverantwortlichen Bewährung“ des Menschen in und an der konkreten Welt, zu ihrer Ver-Christlichung. H. begnügt sich nicht mit dem Bewußtmachen der gotteskindlichen Wirklichkeit im Getauften. Es geht ihm um die Durchdringung des ganzen Menschen, in all seinen „Perspektiven“, mit dem „Gewand“ Christi, des Gottmenschen, nach dessen Menschlichkeit unsere jeweils eigene gestaltet ist. Weil in Christus Göttlichkeit und Menschlichkeit in Seinem gottmenschlichen Ich zu einer Einheit gekommen sind, kann auch im Menschen seine Leiblichkeit und Geistigkeit mit seiner übernatürlichen Gottebenbildlichkeit zu einer Einheit verwachsen in der ganzen Tiefe des Menschen und seiner wesentlichen Offenheit als Person für das ihn rufende Du der absoluten Person seines Schöpfers. Das Gottesbewußtsein des heutigen Menschen hat nach H. seinen Ansatz im Ich-Du-Verhältnis des Menschen. Das zeigt er eindringlich an der „Urleidenschaft“ des Menschen nach „Anerkannt- und Geliebtsein“, besonders an seiner „Unendlichkeitssehnsucht“. Erschwert wird diese Grundbefindlichkeit für den werdenden Menschen durch die in unserer „technisierten Welt“ stark geforderte „Außenweltzuwendung“, ein „übersteigertes Triebverhalten“ und die „Verzögerung seelischer Reife“. Soll der junge Mensch sich immer mehr verstehen lernen, so muß er sein „vermitteltes“ Person-Ich erleben. Sein Leib mit all seinen Funktionen, auch den „leib-seelischen“, dient ihm zur Entfaltung seines „Person-Ich“. Das „Funktions-Ich“ und die Dynamik seines „psychischen Apparates“, um mit Freud zu reden, stellt immer schon das „Werkzeug“ für ihn dar, das „ursprünglich geschlossene Innere“ des „Tiefen-Ich“ zum offenen Inneren des Person-Ich“ (40) werden zu lassen. „Innerhalb des zunächst ‚blind‘ strebenden Erwartungshintergrundes (d. h. der Urleidenschaft des Menschen nach Anerkannt- und Geliebtsein, Rez.) bildet sich von innen her der Sichthorizont des Bewußtseins. Zunächst ist auch dieser Horizont völlig verschlossen. Bevor es zur Ich-Entdeckung kommt, wird dieser Horizont von Gefühlserfahrungen vorbereitet, und zwar vermittels der Entwicklung und der Erlebnisse des Funktions-Ich. Diese Erlebnisse des Funktions-Ich sind es nun, die dem Sichthorizont den konkreten Erlebnisvordergrund verleihen“ (41). In seiner Umwelt sucht der Mensch dann immer Gesinnungsgemeinschaft, „Bestätigung“ durch andere. In der Selbstentdeckung tritt der werdende Mensch ein „in die Dimension des Person-Ich, in die personale Transzendenz“ (43), die nun „ausgerichtet ist auf freies Verfügen“ über seine Umwelt „vermittels seines werkzeuglichen Leibes“ (43). Und die „Schwachheit“ dieses Instrumentes und seiner Bedienung bleibt gerade durch die Gnade Gottes immer der „Grund“ dafür, „daß wir erlöst werden können“ (45). „Christlicher“ Erziehung kann es nicht gelingen, „den werdenden Menschen zur vollendeten Persönlichkeit aus rein natürlichen“ (45) Kräften zu führen. Weil der Mensch ein geschaffener Geist und eine „werdehafte Person“ ist, kommt er aus dem „Nichts“, also aus „tiefster Einsamkeit“. „Christliche“ Erziehung hat darum auch notwendig die Aufgabe, den werdenden Menschen den „Rufer“ entdecken zu helfen, worin sie von des Menschen eigener unstillbarer Sehnsucht nach Glück und Ewigkeit unterstützt wird. Dieser „Rufer“ hat den Menschen zuerst geliebt und gewollt, noch bevor dieser zu einer Antwort fähig war. Damit trifft der Verf. den wichtigsten Ansatzpunkt und Grund jeder Erziehbarkeit des Menschen. In dieser so erfahrenen Geschöpflichkeit gibt es im Grunde genommen nur ein „christliches“ Tugendstreben, das seinen Ausgang und sein Ziel hat in der echten Demut Gott und den Mitmenschen gegenüber. „Ablesen“ kann sie der Mensch immer am menschgewordenen Wort des liebenden Vatergottes. Dahinein gehört auch all das, was der Verf. mit „Erwarten und Glauben“ (47—62) und „Gewissen“ (93—197) meint. Das „ernsthafte Spiel“ vor seinem Schöpfer wird immer eine „mitverantwortliche Bewährung in der Welt“ (239—299) bleiben, und zwar als greifbarer und sichtbarer Ausdruck des lebendigen Nachvollzugs des „Urbildes“ des Menschen in Christus. Das sagt uns H. nochmals deutlich: nicht der geschlossene, vollkommene Mensch im Sinne der Kardinaltugenden eines Aristoteles ist das Ziel unserer „christlichen“ Erziehung, sondern der vor Gott seinem Schöpfer

geöffnete, demütige Mensch. — Wir haben dem Verf. für dieses Werk zu danken, weil er einerseits nicht an den vielschichtigen Tatsachen der heutigen Erziehungssituation vorbeigeht, andererseits klar und unmißverständlich den Finger legt auf die wesentlich „christliche“ Erziehung. Dankbar begrüßen wir die Sichtung des tiefenpsychologischen Materials, das uns noch weitere Erkenntnisse für unser Erziehungsanliegen schenken kann und wird. Vielleicht wäre es gut, wenn auch terminologisch von seiten der Pädagogik mehr auf die gesicherten Ergebnisse der Tiefenpsychologie eingegangen würde. Es würde sich so vielleicht mit größerem Verständnis vom „Tiefen-Ich“ reden lassen, und damit auch der Ansatzpunkt für die Aufnahme der „geistigen Strahlungen“ der Gnade im Menschen noch mehr verständlichen lassen. Erfreulich bleibt aber die Tatsache, daß H. die Theologie der Gnade so nahe an die Menschlichkeit heranrückt. Mit Recht hat er das getan, weil uns ja in Christi Menschlichkeit die unsere in allen Bereichen so bedeutsam geworden ist. Die „Übernatürlichkeit“, die „Gotteskindschaft“, die „heiligmachende Gnade“ hängen so nicht mehr so sehr in der „Luft“, sondern werden hier und jetzt im wachsenden und erwachsenen Menschen verleblicht. Soll das Wort von der „Verchristlichung des Menschen und seiner Welt“ nicht ein Schlagwort bleiben, dann wird die heutige „christliche“ Erziehungslehre an diesem Werk nicht vorbeigehen können. Dankbar angemerkt sei hier auch das ausführliche Sachverzeichnis, das diesem Buch beigegeben ist. Der sinnstörende Druckfehler auf S. 43, Z. 7 (lies „kann“ statt „hat“) wird in einer Neuauflage sicher seine Berichtigung finden.

F. Schlederer

4. Ethik. Rechts- und Staatsphilosophie

Baumgartner, Hans Mich., Die Unbedingtheit des Sittlichen. Eine Auseinandersetzung mit Nicolai Hartmann. 8^o (214 S.) München 1962, Kösel. 16.80 DM. — Das allgemein empfundene Ungenügen der phänomenologischen Wertethik hat sich gegenüber N. Hartmann bisher ausgesprochen in vielfachen kritischen Stellungnahmen, die auch das eine oder andere Problem beleuchteten. Die vorliegende Arbeit gibt eine allseitige Interpretation der Hartmannschen Ethik vom philosophischen Grundansatz her, am Leitfaden der Unbedingtheit des Sittlichen. Das ist zugleich die zentrale Problematik der Ethik überhaupt. Der 1. Abschnitt (17—68) verfolgt bei Hartmann den *Begriff* der Unbedingtheit über seinen Zusammenhang mit Sollen, Wert und sittlicher Forderung bis zur Faktizität schlechthin des idealen wie des realen Seins. „Der Ort der Unbedingtheit“ enthüllt sich „als der absolute Zufall eines umgreifenden Seins, welches ideales Wertsein und reales Sein hervorbringt, in beiden Bereichen die Unbedingtheit konstituiert und beide Bereiche aufeinander zuordnet“ (58). Daraus ergibt sich: Unbedingtheit „ist ebenso in ihrem Wesen wie in ihrem Dasein, sowohl im Idealen wie im Realen, durch das faktisch formale Sein bedingt. Da nichts an ihr vorhanden ist, was nicht bedingt wäre, so ist sie total bedingte Unbedingtheit“ (60). Der 2. Abschnitt (69—145) fragt, wie in der Hartmannschen Theorie des Verhältnisses von Person und Wert Unbedingtheit *erfaßt* wird. Das Ergebnis: Die Gebenheit der Unbedingtheit ist dem Wert, dem Wertgefühl und dem Wollen, der Person auch und ihrer Freiheit äußerlich und daher von ihrem Wesen her zufällig; „das Verhältnis von Person und unbedingtem Wert“ erscheint „als ein äußerliches und mithin die Trennung von Unbedingtheit und Personalität als eine radikale“ (119 f.). Der Widerspruch zwischen dem, was Hartmann mit Unbedingtheit intendiert, und seiner begrifflichen Konstruktion wird ersichtlich: Es gibt Unbedingtes im sittlichen Bereich, aber dieses Unbedingte läßt sich nicht *als* Unbedingtes erfassen (vgl. 127). Daß die zu einer solchen Auffassung führende Theorie der Wertgegebenheit falsch ist, zeigt B. durch eine Reihe scharfsichtig hervorgehobener immanenter Widersprüche. Das Problem der Immanenz-Transzendenz des Wertseins, das B. als den eigentlichen Ansatzpunkt der Unbedingtheitsproblematik betrachtet, führt im 3. Abschnitt (147—171) zur Frage nach *Ursprung und Rechtfertigung* der Unbedingtheit des Sittlichen. B. beantwortet diese Frage, die nach Hartmann ins Irrationale verweist und unlösbar ist, mit einem eigenen systematischen Entwurf (153—157 178—183). Seine Grundthese: „In der Frage nach dem Ursprung der Unbeding-

heit eröffnet sich der Horizont des Absoluten als des absoluten Gut-seins, in dem alles Sein sich gründet und alles Soll seinen Sinn empfängt“ (156 f.). Daraus entfalten sich die weiteren bedeutsamen Aussagen: „Unbedingtheit kann nur als Sich-Ereignen des absoluten Gutseins gefaßt werden . . . Unbedingtheit erscheint im Geschehen des Anspruchs, welches Person und Wert einigend umfaßt . . . Unbedingtheit ist als Sich-Ereignen Geschehen der Übereignung und als solches ständiger Verweis des Übereigneten auf das absolute Gutsein als das Übereignende . . . Unbedingtheit ist letztlich personales, Geschichte stiftendes und tragendes Geschehen zwischen absoluter und endlicher Freiheit . . .“ (182 f.). Diese Partien bilden den Schwerpunkt der Untersuchung. Der 4. Abschnitt (175—190) bietet eine vertiefende Zusammenfassung. Die bisherige Kritik wird von dem *Basisdefekt* der Ethik Hartmanns her legitimiert. Dieser besteht in dem Zerfall der in der Unbedingtheit sich anzeigenden Einheit von Absolutem, Wert und Person. Der Grund des Zerfalls ist der in Hartmanns Denken von Anfang an waltende Objektivismus; dessen Konsequenzen die innere Unmöglichkeit der Sittlichkeit, die Selbsterstörung der Ethik. Hartmann verfehlt die eigentliche Chance der Ethik: das Sich-Ereignen des absoluten Gutseins als das Geschehen der Unbedingtheit des Sittlichen sichtbar zu machen und zum Eintritt in dieses Geschehen aufzurufen. — Besondere Erwähnung verdient, daß die Dissertation von B. im Anhang 160 Nummern Sekundärliteratur unter dem Gesichtspunkt des Unbedingtheitsproblems bei Hartmann einordnet und z. T. erörtert. Diese Aufarbeitung des Schrifttums, die selbstverständlich sein sollte, es aber oft nicht ist, wirft nochmals ein gutes Licht auf die in der ganzen Arbeit hervortretenden Vorzüge: Sachlichkeit, Unterscheidungskraft und Bereitschaft zu entschiedener Metaphysik.

W. Kern

Civitas, Jahrbuch für christliche Gesellschaftsordnung (Hrsg. Heinrich Pesch Haus, Mannheim) I (1962). gr. 8^o (229 S.) Mannheim 1962, Heinrich Pesch Haus Verlag. — Der für dieses erstmalig erscheinende Jahrbuch gewählte Name will zu verstehen geben, daß nicht nur soziale und sozial-ökonomische Fragen behandelt werden sollen, sondern gerade dem politischen Bereich, d. i. Staatsphilosophie (Ontologie und Ethik), Staats- und Völkerrecht, Wissenschaft von der Politik, besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden soll. — Sogleich die beiden ersten Abhandlungen wenden sich diesem Bereich zu. Der Beitrag von *H. Maier*, Freiburg, zeigt auf, wie es dazu gekommen ist, daß die katholische Soziallehre und Sozialbewegung sich auf den im engeren Sinn des Wortes „sozialen“ Bereich konzentriert hat, und weiß überzeugend darzutun, welch dringendes Bedürfnis besteht, den politischen Raum einzubeziehen, gewiß nicht, um parteipolitisch zu „politisieren“, sondern um die Katholiken als Staatsbürger mit dem grundsätzlichen Rüstzeug auszustatten, dessen Mangel in kritischen Situationen gefährlich werden kann. — *H. Molt* zeigt in seinem Beitrag die Entwicklung von Leos XIII. Lehre, die Kirche sei mit jeder Staatsform einverstanden, wofern sie der Gerechtigkeit und den Erfordernissen des Gemeinwohls Genüge tue, bis zur Weihnachtsansprache Pius' XII. 1944 mit ihrer vorsichtigen Befürwortung der Demokratie, verbunden mit den hohen Anforderungen, die sie an die demokratischen Politiker stellt. — Zwei weitere Beiträge befassen sich mit den gleichfalls dem politischen Bereich angehörigen Themen Entwicklungshilfe und Kolonialismus, denen sich der Beitrag eines französischen Verfassers über Planungstechnik in Entwicklungsländern anschließt. Der nächste Beitrag von *M. Hättich* über „Parlament und Verbände“ kehrt wieder zur politischen Problematik zurück. — Aus dem sozialökonomischen Bereich bringt das Jahrbuch nur einen Beitrag: *W. Mahr* behandelt die Wandlungen im Verbrauch bzw. im Verhalten und den Verhaltensmöglichkeiten der Verbraucher und ihre Tragweite für die wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnis, vor allem für die Prognose der konjunkturellen Entwicklung. Sämtliche „Abhandlungen“ sind wirklich wertvoll. Auch die „Berichte“ von *K. Forster* über die Katholischen Akademien und von *R. Ritter* über die soziologische Vorbereitung von Volksmissionen sind lesenswert. — Den Schluß bilden ausgewählte Buchbesprechungen. — Als Ganzes ist das Jahrbuch wohl gelungen und darf als vielversprechender Anfang begrüßt werden. Auch die Ausstattung ist würdig.

O. v. Nell-Breuning

Amonn, Alfr., Nationalökonomie und Philosophie. Erfahrung und Denken (Schriften zur Förderung der Beziehungen zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften, 7). 8^o (226 S.) Berlin 1961, Duncker u. Humblot. 26.60 DM. — Ein in seinem Fach hochangesehener Gelehrter unternimmt hier den Versuch, über die engen Grenzen seiner Fachwissenschaft hinausgreifend, die Verbindung zur Philosophie, genauer gesprochen, zu den philosophischen Disziplinen der Logik, der Psychologie und der Ethik herzustellen, wobei es ihm vor allem um die Ethik zu tun ist. Das berührt ungemein sympathisch; um so beklagenswerter ist es, daß der Ethiker — mindestens der auf dem Boden der aristotelisch-scholastischen Philosophie stehende Ethiker — den grundlegenden Positionen A.s widersprechen muß. Am deutlichsten wird die Unvereinbarkeit der Standpunkte am Ende von A.s Berichterstattung über die Programmpunkte oder Postulate der „Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft“. Zutreffend stellt er fest, diese seien zum Teil ökonomisch-technischer, zum andern Teil philosophisch-ethischer Natur; erstere sind danach zu beurteilen, ob sie mit den „Gesetzmäßigkeiten der Marktwirtschaft“ in Einklang stehen, letztere danach, ob sie den „übergeordneten Grundsätzen der Gerechtigkeit“ entsprechen. „Sofern sie beiderlei Charakters sind, unterliegen sie natürlich der Beurteilung unter beiderlei Gesichtspunkten. In diesem Falle kann es natürlich sein, daß sie dem einen Maßstab entsprechen, dem anderen nicht. *Dann ist zu entscheiden, welchem der Vorzug gegeben wird*“ (132; Hervorhebung von mir). An viel früherer Stelle erklärt A. rundweg, daß „*vor der Gerechtigkeit die Zweckmäßigkeit stehen muß*“ (19, Hervorhebung im Text); auf der folgenden Seite leitet er ab, daß „Gerechtigkeit“ in der Einkommensverteilung [allerdings „Gerechtigkeit“ in Anführungszeichen, also vielleicht doch eine ihm selbst fragwürdig erscheinende Gerechtigkeit] im *Widerspruch* steht zur wirtschaftlichen Zielsetzung und daher in der Wirtschaft nicht in integraler Form verwirklicht werden kann“ (20; Hervorhebung im Text). Ethische Normen — A. spricht konkret nur von der Gerechtigkeitsnorm — sind für A. etwas, das von außen fremd an die Wirtschaft herantritt; er erweist ihnen seinen Respekt, aber in den Grenzen, wie das mit *seinem* Begriff von Wirtschaft vereinbar ist. Ethische Normen, die unmittelbar aus dem Sinngehalt der Wirtschaft erfließen, deren Befolgung daher den *sinnvollen* Vollzug der Wirtschaft gewährleistet, können grundsätzlich in sein Blickfeld nicht eintreten (nichtsdestoweniger schleichen einige sich unvermerkt ein!), nachdem er als Wirtschaft nicht den Erfahrungsgegenstand, den alle meinen, wenn sie von Wirtschaft sprechen, sondern den Erkenntnisgegenstand der nationalökonomischen Wissenschaft definiert; auf diesen Erkenntnisgegenstand ist selbstverständlich nur der Maßstab wahr oder falsch anwendbar; der Wertung als gut oder böse ist er schlechterdings unzugänglich. — In besonderer Weise will A. die katholische Soziallehre, insbesondere Wirtschaftsethik, berücksichtigen und seinen Lesern deren Kenntnis vermitteln. Dabei erliegt er leider einem doppelten Mißgeschick, indem er mich als dafür repräsentativ ansieht, zugleich aber mich völlig mißversteht und speziell zur Frage des „gerechten Preises“ mehrere Seiten lang (261—266) vermeintlich „wesentliche Stellen“ aus Schriften von mir wiedergibt, die so unglücklich ausgewählt sind, daß sich ein vollendeter Widersinn ergibt. Daß A. sich trotzdem zu keinem herabsetzenden Wort gegen die katholische Soziallehre oder gegen mich persönlich hinreißen läßt, zeugt von einem Adel der Gesinnung, der es doppelt schmerzlich macht, ihm in grundsätzlichen Fragen nicht zustimmen zu können.

O. v. Nell-Breuning

Weber, Wilh., Geld und Zins in der spanischen Spätscholastik (Schriften des Instituts für christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster, 13). 8^o (159 S.) Münster/W. 1962, Aschendorff. 18.— DM; geb. 19.80 DM. — Die Quellensforschung, auf die W. bereits seine unter dem Titel „Wirtschaftsethik am Vorabend des Liberalismus“ erschienene Arbeit über *L. Molina* aufbaute (in dieser Zschr. besprochen 36 [1961] 462 f.), wertet er nunmehr in einer thematisch bestimmten Arbeit aus, worin er die spätscholastische Lehre von Geld und Zins entwickelt. Dabei unternimmt er nicht mehr und nicht weniger als den Nachweis, daß diese Lehre sowohl dem Verfahren nach als auch in den Ergebnissen der heutigen Wirtschaftswissenschaft so nahe steht, daß — abgesehen von den sprachlichen Schwierigkeiten — ein unmittelbares Gespräch hinüber oder herüber möglich ist. Bedenkt man, wie schwierig es schon ist,

Gedanken heutiger Ökonomen in anderer Wortfassung als ihrer eigenen wiederzugeben, ohne sie (wenn auch nur ein wenig) zu verbiegen, so mag es zweifelhaft erscheinen, ob es W., wenn er die Gedanken der alten Autoren in die heutige Fachsprache umgießt oder mit Formulierungen der heutigen Fachsprache konfrontiert, immer gelungen ist, genau das Richtige zu treffen. Auf jeden Fall aber ist seine Interpretation der meist lateinischen, ausnahmsweise auch spanischen Texte immer gewissenhaft und sorgfältig durchgeführt, und dem Leser werden die Unterlagen vorgelegt, die ihn in den Stand setzen, selbständig nachzuprüfen. Kein Zweifel, daß manche in der nationalökonomischen Dogmengeschichte seit langem unbesehen mitgeschleppte Urteile berichtigt werden müssen. Eine an sich anerkennende Besprechung der früheren Arbeit W.s vermerkt „apologetische Zwischentöne“, die offenbar als störend empfunden worden sind. Die vorliegende Arbeit ist von apologetischem Pathos geradezu durchzittert. Die Objektivität hat darunter keinen Schaden gelitten, der Überzeugungskraft aber tut es Abtrag.

O. v. Nell-Breuning

Garrett, Thom. M., S. J., An Introduction to some Ethical Problems of Modern American Advertising (Studia Socialia, Series published by the Institute of Social Sciences of the Gregorian University, 6). gr. 8^o (VII u. 209 S.) Rome 1961, Gregorian University Press. 2000.— L; geb. 2500.— L. — Über den sittlichen Wert und Unwert der Werbung (Reklame) ist sehr viel geredet und geschrieben worden, aber es erschöpft sich meist in Selbstverständlichkeiten und Allgemeinheiten ohne wirklichen Erkenntniswert. Die vorliegende Arbeit hat sich einen eng begrenzten Gegenstand gewählt, nämlich das Werbewesen in den USA heutzutage; auch dieses wollte G. nicht nach allen Seiten untersuchen, sondern beschränkt sich letzten Endes auf eine einzige Frage, ob nämlich, wie die amerikanischen Werbefachleute behaupten, Werbung dieser Art und dieses Umfangs notwendig ist, um die Fortentwicklung einer freiheitlichen Wirtschaft in den USA zu gewährleisten. Nach deren Ansicht (oder Vorgeben) würde, falls die Einkommensbezieher nicht ununterbrochen durch die Werbung veranlaßt werden, ihr Einkommen alsbald wieder auszugeben und in Konsum umzusetzen, ein Ausfall an Nachfrage eintreten; dieser Ausfall an Nachfrage aber würde eine Schrumpfung des Produktionsvolumens und damit Massenarbeitslosigkeit zur Folge haben; infolgedessen würde die Regierung sich genötigt sehen, diesem Verfall der Wirtschaft durch öffentliche Aufträge entgegenzuwirken, und so würde der Anteil der freien, der Befriedigung der Konsumentenwünsche dienenden Unternehmerwirtschaft immer kleiner werden und dafür die öffentliche, staatlich gelenkte, von Staatsaufträgen lebende Wirtschaft immer größeren Umfang annehmen, bis schließlich eine reine Staatswirtschaft übrigbliebe. Mit bewunderungswürdiger Gründlichkeit und fast schulmeisterlich wirkender Akribie geht G. den für diese Behauptung angeführten Beweisgründen nach und entlarvt das ganze Argument als Interessentenideologie. Darin erschöpft sich jedoch seine Leistung nicht; er zeigt auch, was Werbung wirklich leisten kann. Soweit es sich um Werbung handelt, die das unworbene Publikum über die Nützlichkeit (und über die richtige Anwendung) der angepriesenen Güter unterrichtet, bestehen keine ethischen Probleme; diese beginnen erst bei der suggestiven Werbung. Was diese angeht, gelangt G. zu dem Ergebnis, daß sie zweifellos auf die Wahlentscheidungen, *wofür* man sein Geld ausgibt, Einfluß ausübt, nicht jedoch darauf, *wieviel* man ausgibt; m. a. W. auch die suggestive Werbung vermöge — wenigstens in den USA — die Menschen nicht in nennenswertem Maße zu veranlassen, mehr Geld auszugeben oder — von der anderen Seite her gesehen — einen kleineren Teil ihres Einkommens als Ersparnis zurückzulegen, als sie es sonst tun würden. (Ob im Umkehrschluß daraus zu folgern ist, daß auch die Werbung für das Sparen keine Erhöhung der Sparquote herbeizuführen vermag und daher zwecklos ist, diese sehr wichtige Frage bleibt offen.) Da die von Interessentenseite vorgebrachte Rechtfertigung der Suggestivrekla­me der tatsächlichen Grundlage ermangelt, erübrigt es sich, sie auf ihre Schlüssigkeit zu prüfen. — Die ethischen Kernfragen sind erörtert in ch. V (The Ethics of Consumption) und ch. VIII (Conclusions).

O. v. Nell-Breuning

Sachlichkeit und Sittlichkeit in der Wirtschaft. Hrsg. *A. Spitaler*. kl. 8^o (241 S.) Graz - Wien - Köln 1962, Styria — Das Büchlein stellt eine Reihe von Referaten zusammen, die im Kölner „Sozialen Seminar“, einer Schulungs- und Bildungsstätte für Führungskräfte der unternehmerischen Wirtschaft, gehalten wurden. Der Titel bringt recht glücklich zum Ausdruck, daß in der Wirtschaft Sachlichkeit und Sittlichkeit einander nicht entgegenstehen, sondern notwendig zueinander gehören; das Grundgebot der Wirtschaftsethik lautet: „Wirtschafte wirtschaftsgemäß“, d. h. sachgerecht. Gewiß soll die Wirtschaft im Dienst höherer Ziele stehen; das setzt aber notwendig voraus, daß sie zuerst einmal sachgerecht betrieben wird; denn nur so taugt sie zu irgendwelchen Diensten. Im einzelnen behandeln die Referate sehr verschiedene Themen und gehen sie von ebenso verschiedenen Ausgangspunkten an; einigendes Band ist wirklich nur die im Titel so kurz und bündig zum Ausdruck gebrachte unlösbare Einheit von Sachlichkeit und Sittlichkeit in der Wirtschaft.

O. v. Nell-Breuning

Höffner, Jos., Industrielle Revolution und religiöse Krise. Schwund und Wandel des religiösen Verhaltens in der modernen Gesellschaft (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Abt. Geisteswissenschaften, H. 97). gr. 8^o (65 S.) Köln u. Opladen 1961, Westdeutscher Verlag. 7.25 DM. — Das Referat bringt interessantes Material aus französischen und einer unter der Leitung des Referenten selbst durchgeführten deutschen pfarrsoziologischen Untersuchung, über die in der Reihe der „Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster“ ein ausführlicher Bericht angekündigt ist. Von den sechs „Thesen“ des Referenten sind vor allem die 4. und 5. bemerkenswert. 4.: „Ein in seiner Grundtendenz religiös geprägtes gesellschaftliches Milieu wird trotz des Pluralismus der Religionen und Weltanschauungen dem religiösen Verhalten förderlich sein“ (44; so beurteilt Referent die spät-antike Zeit, in der das Christentum seinen Lauf durch die Welt antrat). 5.: „Die religiöse Krise der Gegenwart findet vor allem im weltanschaulich pluralistischen, in seiner Grundtendenz säkularisierten Milieu des industriellen Zeitalters ihre Erklärung“ (45; das ist in seinen Augen die Charakteristik unserer Zeit). Manche kurzweilige Einzelheit, manche geistvolle Bemerkung findet sich eingestreut.

O. v. Nell-Breuning

Arbeit und Arbeitswelt. Vorträge und Aussprachen auf der Haupttagung der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands 14.—17. 5. 1962 (Fuldaer Vorträge, 20; Hrsg. Kirchl. Hauptstelle für Männerseelsorge und Männerarbeit Fulda). 8^o (88 S.) Augsburg 1962, Winfried-Werk. — Das Bändchen bringt außer Grußworten u. dergl. unter anderem ein Referat des Frankfurter Wirtschaftspädagogen *K. Abraham* über „Unsere Arbeitswelt in europäischer Sicht“, mein Referat „Die Arbeit im Heilsplan Gottes“, ein Referat des Luxemburger Abgeordneten *J. Spantz* über „Arbeit und Beruf — sachliches und sittliches Verhalten in der Arbeitswelt“ und von Msgr. *W. Wöste* über „Die konkrete Betriebs- und Arbeitswelt und ihre Forderung an die kirchliche Pastoral“ sowie die Dompredigt von *F. Prinz S. J.* über „Arbeit — Fluch oder Vollendung“. — Besonderes Lob verdient die leider so seltene Pünktlichkeit, mit der dieser Tagungsbericht erschienen ist.

O. v. Nell-Breuning

Berg, Ludw., Sozialethik (Handbuch der Moraltheologie, 9). 8^o (XII u. 249 S.) München 1959, Hueber. 9.80 DM; geb. 11.80 DM. — Immer wieder wird in neuerer Zeit der Wunsch laut, man solle die sozialen Fragen nicht allein und vorzüglich von der Philosophie, sondern von der Theologie her angehen. Dieses Buch will ein Versuch sein, eine allgemeine Sozialethik aus dem Geist der spekulativen Theologie zu entwickeln. Zu eigentlichen theologischen Überlegungen kommt es aber erst im letzten, dem 3. Teil. Zuvor wird im 1. Teil die Sozialethik im Lichte der „Intuition“ betrachtet, wobei unter Intuition eine Eingebung verstanden wird, worin das Subjekt einen Sachverhalt unmittelbar wahrnimmt und anschaut. In einer solchen Intuition erfährt der Mensch nicht nur das allgemeine sittliche Gesetz: Das Gute ist zu tun, das Böse ist zu meiden, sondern auch unmittelbar das Sollen beim sozialen Verhalten und formuliert es in allgemeingültigen Indikativen: z. B. der Mitmensch ist zu lieben; das Gerechte ist zu tun; Pacta sunt servanda usw. Diese Indikative sind

nach B. analytische Urteile. Wie sie zustande kommen, wird nicht weiter ausgeführt. Ähnlich erkennt die Intuition das Wesen des Sozialen als ein Ordnungsganzes, das Teile in sich enthält. Dieses Ordnungsganze ist das Gut, welches der menschlichen Sozialnatur innerlich entspricht. Darum ist es zu wollen. Aus diesem sozialetischen Grundgesetz werden dann fünf Sozialprinzipien entwickelt: Gerechtigkeitsprinzip, Solidaritätsprinzip, Gesetz der Philanthropie, Subsidiaritätsprinzip, Autoritätsprinzip. — Im 2. Teil soll durch die Wissenschaft das intuitiv Erfasste weiter geklärt und begründet werden. Das Objekt der Sozialethik, nämlich das Wesen des Sozialen, und das Subjekt der Sozialethik, die menschliche Person in ihrer Sozialnatur, werden untersucht. Als metaphysischer Grund für das Soziale wird das eine allgemeine Menschsein angesehen, das durch alle Menschen hindurchgeht, das gleich-ungleiche Wesen der Menschen. Damit wird die Menschheit zum eigentlichen *Objekt* der Sozialethik und das Mitmenschsein ihr erstes grundlegendes Maß. *Subjekt* der Sozialethik hingegen ist die menschliche Person, nicht als Einzelperson, sondern als jenes Ordnungsganze, in dem viele Teile zur Einheit des Ganzen zusammengeschlossen sind. Tätig werden kann das Sozialsubjekt nur kraft der persönlichen Subjekte. — Gespannt ist man auf den 3. Teil, der den spezifischen Beitrag der Theologie zur Erkenntnis des Sozialen bieten soll. B. holt weit aus und bezieht einen Großteil der Offenbarungswahrheiten in seine Überlegungen ein: Die Lehre von Gottes Wissen und Wollen, von Gottes Wirken und Vorsehung, von Gott dem Einen und Dreifaltigen, von Sünde und Erlösung und schließlich von der Kirche. Aber soviel Schönes und Richtiges dabei auch gesagt wird, dieser Teil scheint doch eher eine theologische Überhöhung dessen zu geben, was vorher ausgeführt wurde, als eigenständige neue sozialetische Einsichten. — In einer Zeit, da die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Sozialethik weitgehend bestritten wird, hätte man sich gelegentlich eine eingehendere und schärfer gefasste Begründung der wertvollen Gedanken des Verf. gewünscht. Manche geistreiche Konstruktionen wirken etwas gekünstelt. Auch wundert man sich über gelegentliche Absonderlichkeiten, wenn man z. B. liest, das Ziel, dem das Subsidiaritätsprinzip gelte, sei der *Notleidende* (154), während es beim Gerechtigkeitsprinzip offenbar nur um das eigene Recht, nicht um das der Mitmenschen geht (151). Doch ist schon der Versuch, eine philosophisch-theologische Sozialethik aus einem Guß zu schaffen, zu begrüßen.

W. Kerber

Külp, Bernh., Kurzgefaßte katholische Soziallehre. kl. 8^o (180 S.) Köln 1962, Bachem. 11.80 DM. — Die sehr günstige Aufnahme, die das Büchlein sofort nach seinem Erscheinen gefunden hat, ist voll verdient. Was schon viele versucht haben, ist K. in ausgezeichneter Weise gelungen: das Wesentliche von Gesellschaft und Wirtschaft (in ganz kurzen Strichen auch vom Staat) im Sinne der kathol. Soziallehre zuverlässig und gut verständlich darzulegen. Die theologischen Vorfragen, die philosophischen Grundfragen und Grundsätze („Sozialprinzipien“) sowie die „Grundtatbestände“ einer freiheitlichen Verkehrswirtschaft, endlich die gesellschaftlichen Institutionen (Familie, Privateigentum, Selbstverwaltung [sehr gut!] und Staat) sind recht ansprechend dargelegt. Während unser meistes soziales Schrifttum zum Arbeiter oder jedenfalls zu den Gruppen hin spricht, zu deren Gunsten soziale Forderungen zu stellen sind, wendet K., der einige Jahre in der Geschäftsstelle des Bundes katholischer Unternehmer tätig und in dieser Eigenschaft damit befaßt war, den jungen katholischen Unternehmernachwuchs sozial zu schulen, sich zwar nicht ausgesprochenmaßen, aber unverkennbar vorzugsweise an die Unternehmenseite. Das gibt seinem Büchlein ein eigenes Kolorit. — Gut unterscheidet K. zwischen Neoliberalismus und sozialer Marktwirtschaft; beide werden klug abwägend gewürdigt. — Dankenswerterweise stellt er fest, daß die „reine Marktwirtschaft“ als solche „familienfeindlich“ wirkt; aus diesem Grunde bedürfe es „eines staatlichen oder zumindest überbetrieblichen Eingriffs, um das Problem des Familienlastenausgleichs befriedigend zu lösen“ (174). — Zu beklagen ist nur, daß auch der Preis des Büchleins auf zahlungskräftige Nachfrager abgestellt ist.

O. v. Nell-Breuning

Marx, A., Zur Theologie der Wirtschaft. 8^o (160 S.) Wien 1962, Seelsorger-Verlag Herder. — Das Bändchen enthält die Tonbandaufnahmen von Vorträgen, die M., katholischer Priester und Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre an der Wirt-

schaftshochschule Mannheim, auf Einladung des Seelsorgeinstituts in Wien gehalten hat. Der Buchtitel trifft den Inhalt nicht; um keine irreführenden Erwartungen zu erwecken, müßte er etwa lauten: „Ein Theologe spricht über Wirtschaft“; in der Tat weiß der wirtschaftswissenschaftlich gebildete Theologe der Wirtschaft Seiten abzugewinnen, von denen einmal etwas gehört zu haben für viele Seelsorger nützlich ist und ihnen Anregungen geben wird. Eine exegetische Plauderei über den Propheten Jeremias (95—122) zeigt, wie man die Heilige Schrift mit den Augen des Mannes der Wirtschaft liest; dabei entdeckt man manches, worüber die meisten Exegeten von Fach hinweglesen werden. Das letzte Referat, das einzige, das auch einige Hinweise auf Schrifttum bietet, befaßt sich mit dem seelsorglich so wichtigen Thema „Der Betrieb — ein Erziehungsfaktor?“ (123—160). O. v. Nell-Breuning

Hofmann, Wern., Gesellschaftslehre als Ordnungsmacht; die Werturteilsfrage — heute. Erfahrung und Denken (Schriften zur Förderung der Beziehungen zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften, 8). 8^o (153 S.) Berlin 1961, Duncker u. Humblot. 16.80 DM. — H. behandelt die Werturteilsfrage von einer ungewohnten Seite. Obwohl auch er zu denjenigen gehört, die im Gegensatz zu unserem scholastischen Axiom ‚ens et bonum convertuntur‘ Sein und Werte scharf trennen, sind nach ihm Werturteile wissenschaftlich begründbar und — in bestimmtem Sinne — objektiv gültig. Worum es ihm aber geht, ist ein ungemein wichtiges, praktisches Anliegen: die Sozialwissenschaften dazu anzuhalten, bei ihren Wertungen bis auf die obersten und letzten Werte zurückzugehen und alle spezifischen Wertungen, die sie vollziehen, an diesen obersten und letzten Werten zu überprüfen; nur so werden sie ihre Würde wahren und der Versuchung widerstehen, sich zu wissenschaftlich aufgeputzter Meinungsmache mißbrauchen zu lassen. Als Waffe gegen die gefährliche „Soziologie des Wissens“ bedient sich H. wirkungsvoll der von ihm geschmiedeten Waffe der „Soziologie der Wissenschaft(en)“. O. v. Nell-Breuning

Utz, Arth., Grundsatzfragen des öffentlichen Lebens. Bibliographie (Darstellung und Kritik). Recht, Gesellschaft, Wirtschaft, Staat. Unter Mitwirkung von W. Büchi, H. Th. Conus, B. v. Galen. Veröffentlichung des Internat. Instituts für Sozialwissenschaft und Politik, Freiburg/Schweiz. Bd. I (1956—1959) 8^o (446 S.) — Bd II (1959—1961) 8^o (419 S.) Freiburg i. Br. 1960 bzw. 1962, Herder. Jeder Band geb. 33.— DM. — Wie der Untertitel besagt, handelt es sich um ein bibliographisches Werk, von dem vorerst diese beiden Bände vorliegen, denen weitere — wohl in Abständen von je 2 Jahren — folgen sollen. Die Berichterstattung erstreckt sich auf das in dem jeweiligen Zeitraum in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache erschienene Schrifttum. Die Bände sind genau übereinstimmend in folgender Weise aufgebaut. Teil A ist reine Bibliographie, Teil B bringt die Besprechungen. Der bibliographische Teil A bringt zuerst eine systematische Gliederung der Stoffgebiete, über die Schrifttum gesammelt und gesichtet worden ist. Es werden 5 Hauptgruppen gebildet, innerhalb deren mittels eines Ziffernsystems eine weitgehende Untergliederung durchgeführt wird (bis zu vierstelligen Ziffern). Daran schließt sich ein ausführliches alphabetisches Stichwortverzeichnis, worin jedes Stichwort die seinem „systematischen Ort“ zugehörige Kennziffer erhält. In genau dieser systematischen Ordnung folgen sodann die Verfasseramen sämtlicher in die Bibliographie aufgenommenen Bücher und Aufsätze. Diese rein systematischen Übersichten, die noch keinerlei bibliographische Angaben enthalten, füllen, weil außer den Verfasseramen alles in 4 Sprachen wiederholt werden muß, in jedem Band rund 100 Seiten. Erst darauf folgt die eigentliche Bibliographie in alphabetischer Reihenfolge der Verfasseramen; darin ist der „systematische Ort“, an den die einzelnen Bücher oder Aufsätze gehören, jedesmal durch die entsprechende Kennziffer ersichtlich gemacht. Diese Bibliographie füllt in jedem der beiden Bände gut weitere 100 Seiten; jeder Titel ist nur in seiner Originalsprache aufgeführt (Übersetzungen werden unter ihrem Erscheinungsjahr eigens verzeichnet). Selbstverständlich führt die Bibliographie nur eine Auswahl aus dem in den Berichtsjahren erschienenen Schrifttum auf; mit Recht sagt der Herausgeber, daß eine Bibliographie, die wahllos alles aufführt, nutzlos ist; wer eine solche Bibliographie zu Rate zieht, tut es

ja gerade in der Erwartung, daß sie bereits die Spreu vom Weizen geschieden hat und ihn zu demjenigen Schrifttum hinführt, das zu studieren oder nachzuschlagen sich lohnt. — Teil B, der die Besprechungen — nur in deutscher Sprache! — bringt, muß aus der Auswahl nochmals eine Auswahl treffen; auch so füllt er noch gut die zweite Hälfte eines jeden Bandes. Sämtliche Besprechungen stammen, wie im Vorwort vermerkt, vom Herausgeber selbst; ausdrücklich zeichnet er dafür alleinverantwortlich, wenn auch an der Sichtung des Materials und an der Druckfertigmachung der Mss Mitarbeiter beteiligt waren. Allein in Band II (Mitte 1959 bis Mitte 1961) sind es, wenn ich recht gezählt habe, 555 Besprechungen. Wie der Herausgeber ein solches Arbeitsvolumen bewältigt, ist sein Geheimnis; soweit es sich aber nicht um bloße Inhaltsangaben handelt, ist seine Diktion und — nicht selten — sein Temperament in den Besprechungen unverkennbar. — Man kann nur wünschen, daß das einmal unternommene Werk nicht mehr zum Erliegen kommt; je länger die Reihe der Bände anwächst, um so höher steigt ihr Wert als Nachschlagewerk.

O. v. Nell-Breuning

5. Ideen- und Literaturgeschichte der Scholastik

Bulletin de la Société pour l'Étude de la Philosophie Médiévale. t. 2 u. 3 (Louvain 1960 u. 1961). Secrétariat. 2, Place Card. Mercier. je 3.— Doll. — Wie im 1. Band (vgl. Schol 36 [1962] 154), so sind auch in den beiden vorliegenden Bänden wieder recht wertvolle Mitteilungen über den Fortschritt mittelalterlicher Forschung geboten; es seien einige genannt. In beiden Bänden werden die Angaben über die Institute für mittelalterliche Forschung veröffentlicht, die Anschrift, Gründungsjahr, Leitung und einen Überblick über die wesentliche augenblickliche Tätigkeit enthalten. Fortgesetzt wird sodann das wichtige Kapitel über die laufenden Editionen und Arbeiten über das Mittelalter. Hier erhält der Forscher einen wirklich guten Einblick in die neuen Planungen und Veröffentlichungen; letztere werden ergänzt durch eine Liste der eingesandten Bücher. Aufmerksam gemacht sei noch besonders auf die umfassende Liste der photomechanischen Neudrucke von Werken aus bzw. über das Mittelalter im 3. Band (160—166), ebenso wie auf die Aufzählung der bisher edierten Werke der neuen Eckhartausgabe (166—169). Äußerst interessant ist der Bericht von A. Mansion: Texte latin d'Aristote utilisé à la fin du moyen-âge: Editions et références (169—176). Bis die Edition des Aristoteles latinus fertiggestellt ist, will darin der Verf. auf Grund der früheren Editionen die Möglichkeit schaffen, zu verifizieren. Über den Nutzen und die Möglichkeiten der elektronischen Maschine für mittelalterliche Arbeiten unterrichtet Dom Jacq. Froger im gleichen 3. Heft (177—188). Auch ist eine Liste der Dissertationen aus mittelalterlicher Philosophie, nach einzelnen Ländern geordnet, beigegeben. Sie berücksichtigt Österreich, Belgien, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien, die Niederlande und die Schweiz. Wenn sie vervollständigt werden könnte, würde das von großem Nutzen sein. — Auffallend klein ist noch der Kreis der eigentlichen Mitglieder der doch weltweiten Gesellschaft, die Ende 1961 mit 169 angegeben wird (III 10). Bereits bei der Besprechung von Bd. 1 habe ich darauf hingewiesen, wie eigentlich ein Großteil der Mitteilungen sich auf mittelalterliche *Theologie* bezieht. Erfreulich ist in Bd. 3 nun zu sehen, daß es in der beim Kölner Kongreß 1961 angenommenen definitiven Satzung beim Kap. „Ziel“ (but) nun heißt: La société a pour but de promouvoir l'étude de la pensée au moyen âge (III 13). Im vorläufigen Entwurf stand noch pensée philosophique (vgl. I 8). Man sollte daher später doch noch einmal überlegen, ob man nicht nun auch den Titel der vertretenen Sache anpaßt, unabhängig von äußeren Überlegungen. Dann wäre die Möglichkeit geboten für eine das gesamte mittelalterliche Denken umfassende Fördergesellschaft. Das Interesse würde weiterhin wachsen, und vor allem wäre dem echt mittelalterlichen — und modernen Anliegen der engen Verbindung beider Wissenszweige ein echter Dienst erwiesen. Es sei dazu auf die vorzügliche Arbeit von J. Koch über „Scholastik“ im Lexikon „Religion in Geschichte und Gegenwart“³ V 1494 ff. aufmerksam gemacht, in der diese Einheit sehr gut dargestellt und auch belegt ist. Jedenfalls sei der Leser der Schol eigens darauf hingewiesen, daß das Bulletin mehr bietet und auch jetzt schon bieten will, als der Titel angibt. Es wird sich wohl auch hier der Prozeß wiederholen, der

in den BeitrGPhThMA aus dem inneren Drängen der Kenntnis des Mittelalters vor Jahren bereits zur Erweiterung des Titels durch „und Theologie“ führte und die alten Fesseln sprengte.

H. Weisweiler

Grabmann, Mart., Die Geschichte der scholastischen Methode nach den gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. I. Band. Die scholastische Methode von ihren Anfängen in der Väterliteratur bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts. II. Bd. Die scholastische Methode im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. gr. 8^o (XIII u. 354, XIII u. 586 S.) Basel - Stuttgart 1961, Schwabe. Beide Bände zusammen 55.— DM. — Es handelt sich hier um den „berechtigten, unveränderten photo-mechanischen Nachdruck der ersten Auflage, Freiburg im Breisgau 1909“ (bzw. 1911). Bei einem so allgemein anerkannten Werk, wie es „Die scholastische Methode“ von G. nun einmal ist, kann der Wert einer solchen Neuauflage kaum bezweifelt werden. Freilich muß der Leser auf Zusätze und gelegentlich denkbare Verbesserungen ganz verzichten, aber dafür sind die Unkosten relativ niedrig geblieben. Nur eines wäre vielleicht zu fragen, ob ein Anhang (von wenigen Seiten) nicht doch die Brauchbarkeit des Werkes bedeutend (und ohne größere Mühe zu machen) erhöht hätte, um das Notwendigste aus der modernen Forschung (z. B. neue Editionen der von G. zitierten Schriften, Literaturangaben der letzten fünfzig Jahre) nachzuholen.

J. Beumer

Hugenroth, Herm., (Hrsg.), Lateinische Hymnen und Sequenzen. Nebst Auswahl aus der weltlichen lateinischen Literatur des Mittelalters. Text und Kommentar (Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker). kl. 8^o (124 S.) Münster 1961, Aschendorff. 2.90 DM. — Das Bändchen bietet eine Auswahl geistlicher und weltlicher lateinischer Dichtung vom 4. bis 14. Jahrhundert. Den Texten, in deren Zahl auch das eine oder andere Stück der gelehrten Nonnendichtung (Hrotsvith, Herrad) hätte Aufnahme finden sollen, folgen eine kurze Unterweisung über die Metrik und etwas ausführlichere sprachliche und sachliche Erklärungen nebst zusätzlichen Nachrichten über die Verfasser. Damit ist das Büchlein genügend ausgestattet, um als Ergänzung und Vertiefung des Unterrichts in Latein, Religion, Deutsch und Geschichte zu dienen. Beim Lesen dieser Auswahl, in der sich so manches herrliche Stück tiefer Gedanken in schöner Sprache findet, fragt man sich unwillkürlich, warum man bei der angestrebten Erneuerung des Lateinunterrichtes nicht mehr auf dieses lateinische Schrifttum des Mittelalters zurückgreift, anstatt weiterhin den ausgetretenen Wegen der Humanisten der Neuzeit zu folgen. Es legt sich auch der Wunsch nahe nach einem ergänzenden Gegenstück griechischer geistlicher Dichtung aus der Zeit der Kirchenväter und der Byzantiner.

W. Kutsch

Delhaye, Phil., Pierre Lombard: Sa vie, ses œuvres, sa morale (Conf. Albert-le-Grand 1960). kl. 8^o (112 S.) Montréal 1961, Inst. d'Études médiév. oder Paris, Vrin. — Diese kurze Monographie gibt nach einem gedrängten, aber vom Kenner fein geschriebenen Lebensbild mit ausgewählter Bibliographie des Lombarden eine ausgezeichnete Zusammenfassung seiner Moraltheologie. Sie ist deshalb so wichtig, weil Petrus seine Auffassungen zur christlichen Moralwissenschaft nie zusammengefaßt, sondern im systematischen Aufbau seiner Sentenzenbücher verstreut vorgelegt hat. Noch stärker ist die Vielfalt der Stellen, in denen er moraltheologische Fragen behandelt, in den exegetischen Werken, also dem Psalmen- und Paulinenkommentar, wie in seinen Briefen auseinandergezogen. Schon im Durchlesen dieser Übersicht, die D. uns bietet, fällt stark auf, wie sehr die eigentlich theologische Betrachtung beim Lombarden auch in den Moralfragen vorherrscht. In der guten Zusammenfassung am Schluß hebt D. das auch eigens hervor. Daher findet man kein Wort von der Definition Ciceros über die Tugend: *Il préfère forger, à partir des textes augustiniennes, une définition de la vertu qui convient seulement aux vertus infuses, dons de Dieu. Quant aux classifications des vertus morales, il les néglige* (99 f.). Das ist auf der einen Seite erstaunlich, da er wie seine Zeitgenossen jahrelang in den Freien Künsten erzogen war, in denen z. B. Ciceros *De amicitia* eingehend vorgelegt und interpretiert wurde. Es wird aber gut erklärlich und ver-

ständig, wenn man die Entwicklungsgeschichte der Sentenzenbücher und deren Quellen hinzunimmt und dadurch die Erklärungen von D. ergänzt. Die theologische Note, besonders der starke Einfluß augustinischen Denkens und die vielen Autoritätsstellen aus seinen Werken stehen ja nicht lose in dieser Zeit, sondern sind das langsam immer stärker gewordene Ergebnis der Schulen, besonders der Anselmschule, vor ihm. Dort herrschte bereits Augustinus, z. T. im wörtlichen Zitat, aber auch schon langsam mehr systematisch gedeutet. Aber auch dort tritt schon Cicero zurück. Besonders die *Summa sententiarum*, eine der Hauptquellen der Sentenzenbücher, war von Augustinus u. a. gesättigt. — Man kann fragen, ob der Weg zum Übernatürlichen ein Vor- oder Nachteil war. Diese Frage neu anzuschneiden, macht das Büchlein allein schon wertvoll, da es ja auch einen historischen Beitrag dazu schon bringt, der für die innere Tiefe dieser Moral deutlich Zeugnis ablegt. H. Weisweiler

Leclercq, J., O. S. B., *Recherches sur les sermons sur les Cantiques de S. Bernard*. VII. Saint Bernard écrivain: RevBén 70 (1960) 562—590. — Dieser Ablußartikel über Untersuchungen zu den Hohenlieds sermones, wie sie die Neu-edition anregte (vgl. zu ihnen RevBén 1954/1956 1959), bringt eine über Bernhard selbst hinausgehende literargeschichtliche Darlegung. Hat Bernhard sein Werk noch selbst *überarbeitet* — und wie tat er es? L. hat bei der Edition bereits zwei Linien der frühen Handschriften festgestellt. Die eine von diesen (M) überliefert die Manuskripte aus der Gegend von Morimond, die andere (A) bringt eine Rezension, die L. die Anglica nennt. Die Unterschiede zwischen diesen Gruppen sind in den Handschriften derart gleich, daß sie nicht allein durch falsches Abschreiben aus einem Urmanuskript entstanden sein können. Es müssen also zwei grundlegende Urtexte angenommen werden. Kennen wir doch solche Überarbeitungen — auch vom Verfasser selbst — etwa bei Otloh von Regensburg, Anselm von Canterbury, Wilhelm von St. Thierry und Gerhoh von Reichersberg. Letzterer gibt sogar in seiner jüngst von D. Van den Eynde uns geschenkten Edition von Ps. 35 ein gutes Beispiel für Bernhard. Er zitiert: *Non movet quantumque te humiliaveris*. Dazu bemerkt er, daß der gedruckte Bernhardtext liest: *inclinaveris*. L. aber stellte fest, daß es sich tatsächlich um verschiedene Lesarten in den beiden Linien handelt, von denen also Gerhoh bereits die eine, die alte Edition die andere benutzte. Gerhoh kannte somit den Morimonder Text. — Es ist nun sehr lehrreich zu sehen, wie Bernhard veränderte. L. bringt dafür eine Reihe von guten Beispielen aus den beiden ersten Bänden seiner Neu-edition. Manchmal ist nur die Wortwahl ein wenig anders. Dabei sind vielfach nur ein oder zwei Buchstaben geändert: etwa *nunc in tunc* oder *plenus in plenius, voluptas in voluntas*. Hie und da steht ein anderes Praefix: *expensus* statt *impensus*, *agnoscens* statt *cognoscens*, *depromere* statt *promere*. Man findet auch Änderungen am Wortende: so *forte* statt *fortasse*, *iactitare* statt *iactare*. Daneben sind ähnliche Worte gewählt, wie *queam* statt *possim*, *pari* statt *aequali*, *pauperem* statt *peccatorem*. Es gibt ferner kleine Wortumstellungen des Wohllauten halber, etwa *eam suis in suis eam*. Sie sind z. T. mit Wortänderungen verbunden, wie *pudorem foetidae in foetorem putidae*. Dabei kann es dann selbst zu Textänderungen des ursprünglich richtigen Bibelzitates kommen, freilich auch umgekehrt. Das ist also ein völlig neues Bild von Bernhards Art als Schriftsteller: *Avec aisance, rapidité, au prix d'un travail qui occupe ses loisirs, et sans doute l'amuse, il rend son texte plus précis, plus dense, plus sobre et vigoureux, à peine plus brillant* (589). Aber dieses so konkrete Beispiel ist auch wesentlich zur Erkenntnis bei anderen Schriften des Jahrhunderts und darüber hinaus (vgl. schon oben die neue Ausgabe des Martin von Dacia). H. Weisweiler

Aelred de Rievaulx, *La vie de recluse. La prière pastorale. Texte latin, introduction, traduction et notes par Charl. Dumont*. O. C. S. O. (Sources chrét., (76). 8° (217 S.) Cerf. 13.80 NF. — Der lateinische Text des an erster Stelle gebotenen Werkes *de institutione inclusarum* Aelreds ist der textkritischen Ausgabe von H. Talbot aus den *Analecta S. O. Cist.* 7 (1951) 177—217 entnommen. Es sind nur wenige textliche Änderungen vorgenommen worden, die aber eigens angegeben sind. Vor allem ist die Überschrift anders gestaltet. Talbot hatte sie aus einigen Handschriften als *De institutis inclusarum* wiedergegeben. Im alten Katalog von

Rievaulx und anderen Handschriften aber steht *De institutione inclusarum*, und das dürfte wohl auch richtig sein. Denn um einen Unterricht seiner Schwester, die Rekluse war, handelt es sich. Er zerfällt nach Aelred selbst in drei Teile: eine Lebensregel, eine aszetische Einführung und eine Schlußabhandlung über die Betrachtung (*meditatio*). Der wichtigste Teil scheint wohl der dritte zu sein, in dem Aelred seiner Schwester als Anleitung zu solcher Meditation eine dreifache Art vorschlägt, die sich auf Wohltaten Gottes in der Vergangenheit (*memoria*), der Gegenwart (*praesentatio*) und der Zukunft (*expectatio*) bezieht. Dabei ist konkret das Leben Jesu für die „*memoria*“ wesentlich, ähnlich wie später bei Ludolf von Sachsen und Ignatius. Die aszetische Art der aus dieser Leben-Jesu-Betrachtung folgenden praktischen Anwendungen läßt sich deutlich aus den Schlußworten ersehen, die übrigens auch Ludolf in seinem Werk zitiert: *Tibi, soror, quaedam meditationum spiritualium semina praeseminare curavi, ut divini amoris fructus uberior oriatur et crescat, ut meditatio affectum excitet, affectus desiderium pariat* (164). — Ein konkretes Beispiel solcher Haltung bietet D. in der an 2. Stelle veröffentlichten *Oratio pastoralis*. Dazu schrieb *Ans. Hoste O. S. B.* eine zwar kurze, aber sehr gute Einführung. Der Text selbst ist entnommen der Ausgabe von *A. Wilmart O. S. B.*: *RevBén 37* (1925) bzw. dem Neudruck in *Auteurs spirituels*, Paris 1932, 286—292. — Um einen konkreten Blick in das Streben der im 12. Jahrhundert so vielen Inklusen zu erhalten, die ja z. T. auch schriftstellerisch tätig waren, ist das Buch gut geeignet.

H. Weisweiler

Fiske, A., *Aelreds of Rievaulx Idea of Friendship and Love: Cîteaux 13* (1962) 5—17 97—132. — Das Wertvollste an dieser Studie ist, daß Aelred die klassische Grundidee Ciceros über Liebe und Freundschaft aus *De amicitia* christlich ausgestaltet hat. Wir haben oben bei der Besprechung der Arbeit von Delhaye über die Moraltheologie des Lombarden bemerkt, wie dieser führende Mann der systematischen Frühcholastik nicht Cicero, sondern Augustinus in der gleichen Frage zum Führer nahm. Hier bei einem der ersten Männer aus der monastischen Theologie ist es umgekehrt. Nun wirkt der Ideenkreis der Freien Künste mit Ciceros *De amicitia* stärker nach. So überschneiden sich die Linien. Es wundert das zwar heute nach den Forschungen von Ph. Delhaye, besonders über das *Florilegium morale oxoniense*, nicht mehr (vgl. *Schol 30* [1955] 411 f.). Ein neues und wiederum recht bezeichnendes Beispiel bringt jetzt F. über den Zisterzienserabt Aelred, der eigentlich erst in den letzten Jahren als einer der Führenden in der frühcholastischen monastischen Theologie erkannt wurde. Den leitenden Gedanken für seine Auffassung von Liebe und Freundschaft hat Aelred selbst einmal niedergeschrieben: *Ea ipsa quae dicta sunt, si tamen sunt consona rationi, vel certe alia quae disputationis istius poscit utilitas, velim mihi Scripturarum auctoritate probare; et quemadmodum ea ipsa quam inter nos esse amicitia et in Christo inchoetur et secundum Christum servetur et ad Christum finis eius et utilitatis referatur, plenius edoceri* (113). Das christlich Neue zeigt sich bereits in der erweiterten Definition Ciceros (*consensio cum benevolentia et caritate*). Sie wird von Aelred als hinreichend nur dann dargestellt: *si tamen more nostro caritas nuncupetur, ut ab amicitia omne vitium excludatur*. Neben dieser Reinheit in Liebe und Freundschaft ist auch auf das innere Wohlwollen in christlichem Sinn besonderer Wert gelegt (*interius*). Daraus ergibt sich außer der Erweiterung des Objektes auch auf die Güter der Übernatur vor allem der Hinweis, daß das Wirken des Heiligen Geistes notwendig und auch erforderlich für christliche Liebe und Freundschaft ist. Nur so können die höheren Forderungen erfüllt werden; vor allem kann nur so die Erhebung zu echter Vollkommenheit geschehen. Sicher, die Freundschaft gehörte bereits zu den Gaben des Paradieses und ist daher nach Aelred eng mit der menschlichen Natur verbunden. Denn damals war der Mensch das echte lebende Bild des liebenden Gottes. Doch der Sündenfall hat auch hier vielfach die Liebe in Begierlichkeit verwandelt. Deshalb gab es im Heidentum so wenig echte Freundschaft. Wir sollten daher die Hilfe des Geistes noch stärker nach dem Fall erleben: *Unde invocandus est a nobis ipse Spiritus, ut qui nobis primum onus imposuit charitatis, omne opus leve faciat . . . quatenus qui dedit affectum sui luminis, infusione praestet effectum* (102). So wird zwar die Freundschaft mit Cicero zum einigenden Band der Einzelnen und der universalen Welt untereinander sowie mit ihrem Gott. Ihren Höhepunkt und damit auch die größte Entfernung von

Cicero aber findet die echte Freundschaft darin, daß die reine Freundschaft zweier Menschen — auch im Ordensleben (entgegen späteren Auffassungen) — zur *Christusfreundschaft* in mystischer Einheit hinführt: Ita que amicus in spiritu Christi adhaerens amico efficitur cum eo cor unum et anima una; et sic per amoris gradus ad Christi consensens amicitiam unum cum eo spiritus efficitur in osculo uno (131). Also ein feines Beispiel, wie in der monastischen Theologie der Frühscholastik Gedanken des heidnischen Humanismus, in den Freien Künsten kennengelernt, in der Vertiefung christlicher Gedanken zu echt mystischer Glaubens- und Lebensschau führen, die auch unserer rationalisierten Zeit etwas zu sagen hat. Wir danken dafür.

H. Weisweiler

Guillelmi de Militona Quaestiones de Sacramentis. Tom. 1 = tract. 1—3. Nunc primum ed. *Caelest. Piana O. F. M.* — Tom. 2 = tract. 4—6. Nunc primum ed. *Ged. Gál O. F. M.* (Bibl. franc. schol. medii aevi, 22—23). gr. 8^o (zusammen 34^o u. 1158 S.) Quaracchi, Florentiae 1961. Coll. S. Bonaventurae. — Nach der Ausgabe der neugefundenen Glosse Alexanders von Hales und seiner Quaestiones war es ein guter Gedanke, nun vor der endgültigen textkritischen Edition des 4. Buches der Summa Halensis die Quaestiones Wilhelms herauszugeben, da sie ja einen Großteil dieses 4. Buches der Summa darstellen. Piana und Gál haben sich dieser Mühe mit großer Sorgfalt unterzogen und wie bei den neuerlichen Editionen der neu aufgefundenen Werke Alexanders sehr auf eine Quellenanalyse in einem zweiten Apparat geachtet. Daher ist auch den Werken der Griechen und Araber besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, so daß die Edition zugleich einen guten Einblick in die Benutzung dieses neuen Materials bietet. So nimmt etwa Aristoteles allein im Inhaltsverzeichnis der Verweise eine ganze Spalte in kleinem Druck ein. Ich zähle aus De anima 20 Texte, aus der Metaphysik 18, aus der Physik 19 und aus der Topik 13. Daneben findet man Avicenna, Averroes und oftmals natürlich Boethius. Relativ selten ist, etwa im Gegensatz zu Albert d. Gr., Ps.-Dionysius genannt: nur an 20 Stellen. Oft dagegen hat Wilhelm Hugo von St. Viktor benutzt. Mit der für sein Werk gehaltenen Summa sententiarum umfaßt das Stellenregister auch hier fast eine Spalte. Daher wundert es nicht, daß auch Augustinus so oft verwendet ist (fast vier Spalten, wenn man Ps.-Augustinus mitzählt). Sehr interessant und bezeichnend für den wachsenden Einfluß von Anselm von Canterbury sind seine vielen Zitate, die eine ganze halbe Spalte füllen. Diese zwar zunächst nur schematische Aufzählung gibt so ein ganz gutes Bild nicht nur der Quellen, sondern auch des Gedankenkreises von Wilhelm, der also eine größere Verbindung des Alten und Neuen anzustreben scheint als der etwa gleichzeitige Albert d. Gr. Einer besonderen Untersuchung bedarf dabei noch das Zurücktreten von Ps.-Dionysius. — Die Einführung zeigt, daß es noch vier Handschriften gibt, die das Werk überliefern. Daneben sind zwei weitere (Brüssel und Assisi) bekannt, in denen mit anderen auch Stücke der Quaestiones Wilhelms sich finden. Wichtig ist, wie schon bemerkt, die eingehende Quellenanalyse, die hier zum erstenmal vorgenommen wurde. Sie ist auch für die Feststellung der Zeit der Niederschrift wesentlich. Wilhelm von Auxerre, Alexander von Hales (sowohl seine Glosse in IV Sent. wie seine Quaestiones „Antequam frater esset“), dann stärker noch Rich. Fishacre konnten als unmittelbare Quellen festgestellt werden. Aus ihnen sind wohl z. T. auch Wilhelm von Auxerre (neben unmittelbarer Benutzung) und Hugo von St. Cher genommen. Falls die Ansicht von Fr. Pelster sich als richtig herausstellen sollte, daß Fishacre kurz nach 1245 geschrieben habe, so wäre damit der terminus a quo gegeben. Als terminus ad quem nehmen die Herausgeber das Autograph Bonaventuras in der gleichen Handschrift von Assisi an (1250—1252), so daß c. 1245—1249 zunächst als wahrscheinlicher Termin der Niederschrift gelten kann. Eine nun ansetzende inhaltlich stärkere Analyse wird uns wohl noch genauere Daten geben, dürfte auch die Abhängigkeit von Odo Rigaldi oder das umgekehrte Verhältnis klären. Das wäre ja ganz wesentlich zur genaueren Kenntnis der Abfassungszeit. Es ist unnötig zu sagen, daß die Edition der Sorgfalt von Quaracchi entspricht.

H. Weisweiler

Bougerol, J. Guy, Introduction à l'étude de S. Bonaventure (Bibl. de Théologie, Sér. I, 2). 8^o (267 S.) Tournai 1961, Desclée. — In drei großen Teilen gibt der Autor eine sehr reichhaltige und interessante Einführung in das Studium des

hl. Bonaventura. Im 1. Teil werden sein Leben, sein Beruf als Franziskaner und Wissenschaftler geschildert, dazu kommt eine aufschlußreiche Untersuchung über seine Bibliothek. Im 2. Teil werden die Technik seiner wissenschaftlichen und literarischen Tätigkeit und u. a. auch sein Stil und seine Sprache untersucht. Der 3. Teil gibt dann eine Einführung in die einzelnen Werke des Heiligen; zur Sprache kommen seine exegetischen, dogmatischen, moralischen Werke wie auch seine Predigten und seine geistlichen Schriften. Ausführliche Bibliographien, Tafeln und Zusammenfassungen ergänzen die einzelnen Kapitel und das ganze Werk, das eine wirklich wertvolle Hilfe zum Studium und Verständnis des hl. Bonaventura bietet. J. Hegyi

Lafont, Ghisl., O.S.B., Structures et méthode dans la Somme Théologique de Saint Thomas d'Aquin (Textes et Études théologiques). 8^o (512 S.) Bruges 1961, Desclée De Brouwer. 390.— bFr. — Zutreffend bemerkt der Verf. in der Conclusion seiner Ausführungen: „La Somme théologique est un ouvrage difficile; elle ressemble à des grandes églises du moyen âge, dont la perfection architecturale apparaît au premier regard, et qui cependant manifestent à l'observateur attentif une telle richesse d'invention et d'adaptation dans l'ensemble et le détail du parti, qu'il devient difficile d'exprimer en une forme simple l'idée du constructeur“ (469). Aber in geduldiger und (wir möchten sagen) liebevoller Kleinarbeit erreicht er sein gestecktes Ziel, die großen theologischen Zusammenhänge der Summa des hl. Thomas mit ihrer Struktur, den Prinzipien des Aufbaues und ihrer wissenschaftlichen Methode, kurz, ihren inneren Plan an das volle Licht zu bringen. Die Untersuchungen von M.-D. Chenu O.P. (Introduction à l'étude de saint Thomas d'Aquin, Paris 1950), A. Hayen S. J. (Saint Thomas d'Aquin et la vie de l'Église, Louvain - Paris 1952) und P. E. Persson (Le plan de la Somme théologique et le rapport Ratio-Revelatio, R. P. L. 1958) sind ihm dabei vorangegangen, aber die beiden letzteren Werke werden mehr kritisch herangezogen. Es ist selbstverständlich nicht zu erwarten, daß hier, auch nur im großen und ganzen, die mannigfaltigen Einzelergebnisse eine Wiedergabe finden; einige Male wird zudem eine etwas abweichende Auffassung möglich sein. Die Eigenständigkeit und die Eigenwertigkeit der Summa theologica sind immer sehr stark, vielleicht mitunter zu stark herausgestellt. Wenn L. einmal (in der Einleitung) nebenbei erwähnt: „La génération précédente avait produit deux Sommes dont on peut penser que le Docteur angélique a eu connaissance: la Somme théologique des franciscains Alexandre de Halès et Jean de la Rochelle, la Summa prior de saint Albert le Grand“ (34), so könnte man fragen, ob das im exklusiven Sinne gemeint sein soll. Jedenfalls sehen wir, daß nur diese beiden Summen zum Vergleich benutzt werden (die Summa aurea des Wilhelm von Auxerre z. B. wird nirgendwo genannt). Wäre es nicht denkbar, daß bereits ein gewisses traditionelles Schema, wenigstens den Grundzügen nach, für eine Summa theologica im 13. Jahrhundert bestand? Das genau festzulegen, würde natürlich der historischen Forschung eine neue und zugleich nicht ganz leichte Aufgabe stellen. Damit ließe sich indes ein weiterer Vorteil verbinden, daß nämlich auch die Frage einer umfassenden Antwort erhielte, woher die Summa des hl. Thomas jedesmal ihre auctoritates (besonders die Väterzitate), die Begriffsbestimmungen und Beweisgänge nimmt oder ob sie ihr eigentümlich und ursprünglich sind. Gewiß beschäftigt sich der Verf. gelegentlich mit diesem Anliegen, zumal wenn Albert der Große und Thomas übereinstimmen (z. B. 193, Anm. 1), aber es sollte u. E. häufiger und intensiver geschehen sein. Alles das, was so an Kritik des in seiner Art ausgezeichneten Buches zusammengetragen wurde, brauchte, wenn es konsequent durchgeführt würde, keineswegs die positiven und unbestreitbaren Werte der Summa des hl. Thomas herabzusetzen, es könnte vielmehr gerade dazu verhelfen, ihnen das geschichtliche Relief zu geben und sie dadurch u. U. noch deutlicher hervorzuheben. J. Beumer

Matthaei ab Aquasparta O.F.M., S.R.E. Cardinalis, Sermones de S. Francisco, de S. Antonio et de S. Clara, Appendix: Sermo de potestate Papae. Ed. *Ged. Gál O. F. M.* (Bibl. Franc. Asc. Medii Aevi, 10), kl. 8^o (27* u. 223 S.) Quaracchi 1962, Typographia Collegii S. Bonaventurae. — Die Ausgabe dieser insgesamt 15 Predigten (3 De beato Francisco, 4 In translatione beati Francisci, 1 De sancto

Antonio, 2 De sancta Clara, 1 De potestate Papae), bislang unveröffentlicht, stützt sich auf die Urschriften (Assisii Bibl. Commun. cod. 460 und 461) und einige Abschriften (Assisii Bibl. Commun. cod. 682, Burdigalae Bibl. Civitatis cod. 282, Tudert. Bibl. Commun. cod. 165); nur die Predigt zu Ehren des hl. Antonius ist nicht urchriftlich erhalten, aber doch genügend stark bezeugt. Das Urteil von G. geht dahin, daß alle zeitlich nach den Quaestiones disputatae des Kardinals anzusetzen sind; für den Sermo De potestate Papae steht sogar das Datum genau fest: der 24. Juni 1302 (zu Anagni vor dem Papst und seinem Hofe). Der Inhalt der Predigten dürfte wohl mehr die Ordensgeschichte und die Hagiographie interessieren. Nur der im Appendix mitgeteilte *Sermo De potestate Papae* gewinnt eine allgemeinere Bedeutung, weil er auf weite Strecken hin sowohl sachlich als auch im sprachlichen Ausdruck mit der bekannten *Bulle Bonifaz' VIII. „Unam sanctam“* übereinstimmt. G. hält es deshalb für sehr wahrscheinlich, daß Matthaëus ab Aquasparta als der eigentliche redactor der Bulle anzusehen ist. Zwar wurde diese erst am 18. November 1302 veröffentlicht, also 20 Tage nach dem Tode des Kardinals, aber das stellt keine wirksame Gegeninstanz dar, weil die wichtigeren päpstlichen Schriftstücke oft geraume Zeit liegenblieben. Man wird wohl der begründeten Vermutung des Herausgebers beipflichten müssen, zumal da der Einfluß des Matthaëus auf den Papst in kirchenpolitischer Hinsicht nicht bezweifelt werden kann.

J. Beumer

Matthaei ab Aquasparta O. F. M., S. R. E. Cardinalis, Sermones de Beata Maria Virgine, ed. *Caelestiana O. F. M.* (Bibl. Franc. Medii Aevi, 9). kl. 8^o (41* u. 331 S.) Quaracchi, Florentiae 1962, Typographia Collegii S. Bonaventurae. — Das schon aus den bisherigen Veröffentlichungen als reichhaltig bekannte Schrifttum des Franziskanerkardinals wird nunmehr um die Sermones de Beata Maria Virgine vermehrt. Es sind drei Predigten De annuntiatione, ebenso viele De purificatione und acht De assumptione. Jeweils stehen die voran, die in der Urschrift des Verfassers überliefert sind; es folgen die in Abschriften erhaltenen, die aber auch aus äußeren und inneren Gründen als echt zu gelten haben. Die Edition erfolgt nach den Manuskripten: F = cod. Assis. Bibl. Commun. 460 (autographus); G = cod. Assis. Bibl. Commun. 461 (autographus); A = cod. Assis. Bibl. Commun. 682 (apographus); E = cod. Erlangen Bibl. Univ. 322; T = cod. Tudertinus Bibl. Commun. 165. Der beigegebene kritische Apparat beschränkt sich auf das Notwendige, die Anmerkungen bringen die vermuteten literarischen Vorlagen (aus Schrift, Vätern, Scholastikern und Philosophen) im Wortlaut. Die Einleitung des Herausgebers bietet alles Wissenswerte unter bibliographischer und biographischer Hinsicht. Der Inhalt der Predigten offenbart allenthalben die enge Verbindung Aquaspartas mit dem hl. Bonaventura. In der Lehre von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel übertrifft der Schüler sogar den Meister, indem er neue rationes convenientiae dafür anführt, stützt sich aber andererseits mehr auf den apokryphen Transitus und die Offenbarungen der Elisabeth von Schönau. Die im Mariale des Ps.-Albertus (und auch in dem ps.-bonaventurianischen Sermo VI De assumptione) zutage tretenden Überschwenglichkeiten zeigen sich nicht; höchstens geht in diese Richtung, daß Aquasparta zu berichten weiß: Fertur quod quidam fulgor de eius facie radiabat, qui non solum non patiebatur eam carnaliter concupisci, sed concupiscentiales motus in aliis exstinguebat (sermo 3 de assumptione nr. 3; ed. 235).

J. Beumer

Jean de Paris (Quidort) O. P., Commentaire sur les Sentences. Reportation. Livre I. Edition critique par J.-P. Muller O. S. B. (Studia Anselmiana, 47). gr. 8^o (XL u. 526 S.) Rom 1961, Pont. Institutum S. Anselmi — Orbis Catholicus. Herder. — Johannes von Paris ist für die scholastische Forschung längst kein Unbekannter mehr, aber erst die Herausgabe seines bisher ungedruckten Sentenzenkommentars ermöglicht es, seinen Platz in der Thomistenschule gegen Ende des 13. Jahrhunderts genau zu bestimmen. M. macht uns zunächst mit dem Leben des Autors, der handschriftlichen Überlieferung seines Hauptwerkes und den bei der Edition angewandten Prinzipien bekannt. Wir entnehmen daraus, daß Johannes von Paris die betreffenden Vorlesungen nach Ansicht von M. in den Jahren 1292 bis 1296 (eher zu Anfang als am Schluß) gehalten hat und daß sie uns in zwei verschiedenen Reportata vor-

liegen (a = cod. Admontensis, Stiftsbibliothek 60; b = cod. Basileensis, Universitätsbibliothek B III 13; mit dem letzteren stimmen wesentlich überein die Handschriften der Pariser Bibliothèque Mazarine, der Wiener Nationalbibliothek, der Biblioteca Comunale dell'Archiginnasio zu Bologna und der Nationalbibliothek zu Florenz). Danach folgt der Text des ersten Buches des Sentenzenkommentars in engem Anschluß an die Überlieferung b, die als die bessere sich darbietet. Der kritische Apparat unterrichtet exakt bezüglich der abweichenden Lesarten und der vom Hrsg. angeführten Referenzen. Wir haben es ohne Zweifel mit einer mustergültigen Edition zu tun, die allen Ansprüchen gerecht wird. — Die Einstellung des Johannes zu Thomas von Aquin wird in der Einleitung kurz gekennzeichnet: „Dans le Commentaire sur les Sentences on trouve bien des traits qui rendent le même son (de la première école thomiste). Les reportateurs ont conservé quelques déclarations où Jean de Paris exprime sa préoccupation de rester fidèle à Thomas, le Doctor egregius . . . Il combat plusieurs adversaires — Gilles de Rome, Henri de Gand, Guillaume de la Mare . . . Par contre, à plusieurs reprises Jean de Paris quitte les traces de saint Thomas. Tantôt, il le dit ouvertement, tantôt il établit simplement une thèse qui est à l'opposé de la doctrine de saint Thomas. Jean de Paris a subi l'influence d'autres maîtres illustres . . . Ce sont surtout Gilles de Rome, Henri de Gand et Godefroid de Fontaines . . . Notre bachelier est loin de les suivre aveuglement; les nombreuses critiques qu'il a formulées à leur adresse au cours de sa lecture sur les Sentences le prouvent amplement. Il est d'autant plus intéressant de connaître les doctrines qu'il leur a empruntées et de voir comment il les a intégrées au système créé et propagé par saint Thomas“ (XXXIX). Weitere Einzelheiten bringt M. nicht, sondern überläßt sie, wie man es gut verstehen kann, den nachfolgenden Untersuchungen. — Wir möchten hier einen Punkt herausgreifen und die Frage aufwerfen: Wie stellt sich Johannes von Paris zu der *Wissenschaftslehre* des hl. Thomas? Die klaren Angaben lauten: *Theologia est vere scientia, nec indiget lumine medio, ut dictum est, et habet quae necessaria sunt ad hoc quod sit habitus scientialis . . . Omnis enim scientia est ex se nota, sed differenter: Subalternans est ex principiis per se notis in se, sed subalternata non est ex principiis per se notis in se, sed nota et probata in subalternante . . . Sed theologia est scientia subalternata scientiae Dei et beatorum, ut dictum est. Et ideo, ad hoc quod sit scientia sufficit quod habeat certa principia, non in se probata, sed in scientia Dei et beatorum visa, quae tamen in se sunt certa certitudine adhaesionis, licet non evidentiae (19—20).* Das ist nichts anderes als die Ansicht des hl. Thomas. Indes scheint der Begriff der *scientia subalternata* etwas weiter gefaßt zu sein; denn Johannes erklärt: *Intelligendum autem quod una scientia dicitur alteri subalternari tripliciter: scilicet aut ratione subiecti, aut ratione modi, aut ratione finis . . . Modo ergo ad quaestionem dico quod nec primo modo, nec tertio theologia nostra subalternatur theologiae beatorum . . . Sed secundo modo ista scientia subalternatur scientiae beatorum. Quia, licet per istam scientiam Deum videamus et etiam beati Deum videant, ipsi tamen Deum modo altiori vident, quia ipso in lumine gloriae, nos autem in lumine aenigmatico fidei (11—12).* Wie das mit der aristotelischen Anschauung vereinbar ist, wird uns so ge-
deutet: *Hoc est essentiale scientiae subalternanti et subalternatae, quod scientia subalternans de subiecto nobiliori modo determinat quam scientia subalternata. Sed hoc contingit dupliciter: Uno modo quia scientia subalternans dicit propter quid, de quo scientia subalternata dicit quia. Alio modo, quia illud quod in scientia subalternata obscure cognoscitur, clare cognoscitur in scientia subalternante. Modo quia Philosophus non cognovit, quomodo viatores fideles Deum cognoscunt in lumine fidei obscure et in aenigmate, in patria vero a beatis cognoscitur manifeste et clare, ideo secundum istum modum differentiae non posuit inter scientiam subalternantem et subalternatam, sed primum. Sed si novisset istum secundum, certe posuisset (12).* Es fragt sich, ob Thomas einen derartig abgeschwächten Subalternationsbegriff gebilligt hätte und welche Bedeutung ihm für die theologische Erkenntnislehre noch zukommt.

J. Beumer

Van de Vyver, E., O. S. B., *Henricus Bate, Speculum divinorum et quorundam naturalium*. 1. Bd. (Philosophes Médiévaux, 4) gr. 8^o (CIX u. 260 S., 6 Abb.) Löwen 1960, Publications Universitaires. 300.— bFr. — Im Jahre 1931 hat G. Walerand einiges von dem monumentalen, aus 23 Teilen bestehenden Werk des Henricus

Bate herausgegeben. Jetzt wird von dem neuen Herausgeber eine vollständige Ausgabe des „Speculum“, dieses aufschlußreichen Werkes der platonisierenden, mit Albert dem Großen verwandten Richtung, nach den strengsten kritischen Methoden geplant. Das Werk von Bate — geschrieben am Ende des 13. Jahrhunderts — ist zwar keine systematische Summe einer Metaphysik oder einer Naturphilosophie, sondern eine mehr oder weniger breite Darlegung der Ideen und Probleme, die die damalige wissenschaftliche Welt beschäftigt haben. Es besteht zum größten Teil sogar aus fast wörtlichen Zitaten verschiedenster Autoren. Trotzdem gibt das Werk Aufschluß über die Mentalität des Jahrhunderts. So ist das Unternehmen des Herausgebers für die gründliche Kenntnis der mittelalterlichen Ideenwelt sicher von Nutzen. Der vorliegende 1. Band enthält eine umfassende Einführung in das „Speculum“ im allgemeinen, handelt über die verlorengegangenen und noch vorhandenen Handschriften, über die Zusammenhänge der Handschriften und bringt schließlich den Text des ersten Teiles des 1. Buches selbst. Handschriftliche Bemerkungen von Nikolaus von Cues und reichhaltige Tafeln ergänzen das Werk. J. Hegyi

Koch, Jos., Der Kardinal Jacques Fournier (Benedikt XII.) als Gutachter in theologischen Prozessen: Festgabe Kard. Frings. Köln 1960, Bachem, 441—452. — Die Schol konnte jüngst 35 (1960) 625 f. auf die Arbeit von Fr. Wetter hinweisen, die sich mit dem im Cod. Vat. lat. 4006 erhaltenen Gutachten des Kard. Fournier, des späteren Papstes Benedikt XII., über den Visioistreit von 1334 beschäftigt. Es ist von Fournier auf Bitten seines Onkels Johannes' XXII. verfaßt worden. In derselben Handschrift findet sich über den gleichen Streit noch ein weiteres Gutachten: Decem quaestiones in Durandum. Nun wissen wir aus der Inhaltsangabe des unter Gregor XI. um 1375 angelegten Katalogs der avignonesischen Palastbibliothek, daß es noch zwei andere Handschriften gab, die ebenfalls Gutachten des Kardinals enthielten. Ihr genauer Inhalt aber war uns unbekannt, da die Handschriften von Petrus de Luna, dem Gegenpapst, verschleppt wurden. Nun hat sich gezeigt, daß Exzerpte aus diesen Gutachten vom Augustinereremiten Johannes von Basel, genannt de Hiltalinger, in seinen Schriften verwendet wurden (vgl. über ihn: *D. Trapp O. E. S. A., Hiltalinger's Augustinian Quotations: Augustiniana 4* [1954] 412—449 und *Augustinian Theology of the 14th Century: ebd. 6* [1956] 242 ff.). Da K. bei einer Reihe von Zitaten anderer von Hiltalinger angeführter Magistri feststellen kann, daß die Zitate gut sind, sieht er mit Recht darin eine Bestätigung, daß man Hiltalinger auch in den übrigen Glauben schenken kann. K. untersucht auf dieser guten Grundlage die Art Fourniers in seinen Gutachten, so im Prozeß gegen die Postille Olivis zur Apokalypse, im Prozeß gegen Okham und in einem Inquisitionsverfahren gegen Meister Eckhart. Er kommt an Hand der freilich meist nur kurzen Exzerpte zu dem gut begründeten Urteil, daß Kard. Fournier sehr belesen und urteilssicher war, wenn auch die Vota hie und da etwas streng ausfielen. Über Eckhart, wo K. also besonders kompetent ist, heißt es z. B.: „Wichtiger (als sein Wissen zur Gesamttheologie) ist sein klares theologisches Urteil, mag er auch Eckhart nicht in allem gerecht geworden sein“ (452). — Interessant ist auch die Feststellung, daß unter Johannes XXII. die Kardinäle nicht nur insgesamt im Konsistorium um ihre Meinung befragt wurden, wie es zur Zeit des Konzils von Vienne Aegidius von Rom noch voraussetzt (1311), sondern auch zu Einzelgutachten aufgefordert wurden. Das ist uns in den vorliegenden Prozessen nicht nur vom Neffen des Papstes, sondern auch von Kard. de Godino als Gutachter im Oliviprozeß gegen die Postille zur Apokalypse bezeugt. — Charakterlich und wissenschaftlich kann so K. gut die Ergebnisse der Untersuchung von Wetter als begründet bezeugen. Das Bild Benedikts XII. wird uns so auch aus seiner früheren Lebenszeit deutlicher; aber die Kenntnis der Art seines Eingreifens in die Prozesse macht uns auch diese lebendiger und konkret immer mehr faßbar. Vielfach hat der Onkel das etwas strenge Urteil seines Neffen nicht angenommen. Bei Eckhart hatte der Neffe z. B., wie K. ausführt, fast alle Artikel für häretisch erklärt; die Bulle tut das nur bei den 15 ersten, während die weiteren 11 als häresieverdächtig und sehr kühn bezeichnet sind, die aber katholisch verstanden werden könnten, wenn sie erklärt würden. Die Vermutung von K. geht mit Recht dahin, daß vielleicht Kard. de Godino einen maßgebenderen Einfluß hier gehabt hat. H. Weisweiler

Dodwell, C. R., *Theophilus, De diversis artibus*. gr. 8^o (178 S.) London 1961, Nelson. 42 sh.; geb. 50 sh.— In der Reihe der Medieval Texts des Nelson-Verlages gab C. R. Dodwell, Bibliothekar im Trinity College zu Cambridge, das Handbuch der technischen Künste des Mönches Theophilus neu heraus. Nach einer gediegenen Einleitung bringt er den Text mit kritischem Apparat und englischer Übersetzung in aller nur wünschenswerten Sorgfalt. Die Schrift ist eine Hauptquelle für das Studium der mittelalterlichen Kunst und Technik, auch für die geistige Haltung, in der der Künstler sein Werk tat. Von Glockenguß und Orgelbau, vom Reparieren zerbrochener Glasgefäße, von Ölmalerei, deren Erfindung man häufig den Brüdern van Eyck zuschreibt, und hundert anderen Dingen ist hier die Rede. Bei der allgemeinen Bedeutung der Schrift wäre ein ausführlicher lateinischer Index angebracht gewesen.

E. Syndicus

Schäfer, Th., *Die erkenntnistheoretische Kontroverse Kleutgen - Günther*. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Neuscholastik. kl. 8^o (184 S.) Paderborn 1961, Schöningh. 12.— DM. — Im 1. Teil dieser Dissertation (27—53) gibt der Verf. biographische Notizen über Kleutgen und Günther, der 2. Teil (54—78) behandelt Kleutgens Bedeutung für die beginnende neuere Scholastik in Italien und Deutschland, im 3. Teil (79—126) wird die Erkenntnistheorie Kleutgens, im 4. Teil (127—178) sein Urteil über die Erkenntnistheorie Günthers dargestellt; dem Buch sind Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Namen- und Sachregister beigegeben. Der Verf. hat für den geschichtlichen Abschnitt dieser Arbeit eine Reihe Briefe von und an Kleutgen aus römischen Archiven und eines seiner handschriftlichen Gutachten über die Lehre Günthers heranziehen können. Es lag wohl außerhalb des Rahmens der Arbeit, das ganze Gutachten zu veröffentlichen, bei dem es allgemein um die *praecipui errores* ging, die man Günther vorwarf, weniger um Fragen der Erkenntnistheorie. Darum würde man wohl besser nicht von seinem „Gutachten über die Günthersche Erkenntnistheorie“ (138—143) sprechen. Mit Recht meint der Verf., daß Kleutgens philosophische Gedanken „um das Erkenntnisproblem kreisen“ (91). Sch. bemüht sich, in die nicht ganz leichten Gedanken der Theorie und Metaphysik der Erkenntnis einzudringen, wie sie von Kleutgen in der positiven Darlegung und auch in seiner Kritik an Günther (und Descartes) vorgelegt werden. Dabei ist wohl gelegentlich ein Mißverständnis unterlaufen. So trifft es nicht zu, daß nach Kleutgen in der Vereinigung von intellektueller Erkenntnisfähigkeit und Erkenntnisform das physisch-reale Sein der Objekte zu intentionalem oder idealem Sein „umgewandelt“ werde (114). Vielmehr bleibt das physische Sein der Erkenntnisgegenstände durchaus erhalten und „unangetastet“: „Außer dem realen Sein, das die Dinge in sich haben, [erhalten sie im Erkenntnisvorgang] auch ein ideales in einem Andern“; nur so wird überhaupt künstlerische Tätigkeit und Erkenntnis möglich (Kleutgen 1, 37). Wenn das Buch so gegenüber der philosophischen Durchdringung der hier anstehenden Probleme einer Theorie und Metaphysik der Erkenntnis Wünsche offenläßt, so stellt es als Ganzes doch einen beachtenswerten „Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Neuscholastik“ dar.

L. Gilen

Internationaler Cusanus-Kongreß, Brixen 6.—9. Sept. 1964. Zum fünfzehnhundertsten Male jährt sich am 11. August 1964 der Todestag des Kardinals Nikolaus von Kues, des Bischofs von Brixen. Wandel und Klärung des Cusanusbildes in den letzten Jahrzehnten soll ein Internationaler Cusanus-Kongreß deutlich machen.

Nikolaus von Kues — am Anfang der modernen Welt. Der Kongreß wird die Stellung des Cusanus in Theologie, Philosophie, Humanismus und Kirchenpolitik behandeln.

Anfragen und Anmeldungen mögen an den Kongreß-Sekretär gerichtet werden: P. Dr. Willehad Paul Eckert O. P., Thomas-Institut an der Universität Köln, 5 Köln-Lindenthal, Universitätsstraße 22.